Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner ꝛc.

Aus dem Englischen.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Seit Bernhards Verhaftung hatte Isabella ihre Zeit in unbeschreiblichem Schmerz und Jammer zugebracht. Sie war nur wenige Stunden nach seiner Abführung ins Châtelet zu Fontainebleau geblieben, denn Heinrich, theils aus Güte, und um sie aus einer Umgebung zu entfernen, wo Alles zu Nährung ihres Kummers beitragen mußte, theils zu Vermeidung von Bitten und Gesuchen, die er nun und nimmer zu verwilligen entschlossen war, hatte ihr den Befehl ertheilt, sich auf das Jagdschloß ihrer Familie bei Noguent zu begeben und es vor Ende des nächsten Monats nicht zu verlassen. Dabei war alle Vorsicht getroffen, sie vor unberufenen Störungen und Belästigungen zu schützen, ja es war des Königs strenger Befehl, daß Niemand ohne Isabellens vorgängige Einwilligung das Parkthor passiren dürfe.

Nichts war vergessen, was ihren Zustand irgend erleichtern konnte. Man hatte in Eile mehrere alte Diener aus der Umgegend zusammengebracht, und der König trug Sorge,

daß alle peinlichen Nachrichten von Rohans Lage ihr verschwiegen bleiben.

Auf ihre Bitte, ihn im Gefängniß besuchen zu dürfen, erfolgte eine strenge Abweisung mit dem Bedeuten, daß ein solches Gesuch nie wieder gestellt werden dürfe. Die Bitte um eine Audienz beim Könige ward gleicherweise abgeschlagen. So blieb ihr kein anderer Trost, als zu weinen, und ihre ganze Zeit brachte sie mit Auf- und Abgehen im Park und mit trostlosen, an Verzweiflung grenzenden Gedanken über verschwundenes Glück und gegenwärtiges Elend zu. Nichts was sie sah konnte ihr Vergnügen oder Erleichterung gewähren. Selbst der Anblick der Natur, ihr einst so theuer, kam ihr nun düster und bewölkt vor; Sonnenschein und Sturm, gleichviel, sie hatten keinen Reiz für sie, der Wechsel der Stunde, der Jahrszeit zog ihre Aufmerksamkeit nicht an, zerstreute sie auch nicht für eine Minute. Wohl hätte sie die schönen Worte des Dichters auf sich anwenden können:

„Nie weckt der Frühling meinen Jubel wieder,
nein, freundlos wandl' ich stets allein,
und wenn ich singe, werden meine Lieder
nur Klagen um vergangene Tage seyn.

Der Sonne Licht, wohl mag es Andern glänzen,
mir ist's ein Schatten einst'ger Herrlichkeit,
wo Jenen Blumen blühn zu frischen Kränzen,
find' ich Verwelktes nur wie meine Zeit."

Tief empfand Isabella die Wahrheit der Vergleichung zwischen Licht und Glückseligkeit — wie Farbe und Glanz aller Lebenserscheinungen mehr auf dem Sonnenschein un-

seres eigenen Herzens beruhen, als auf ihrem eigenthümlichen Wesen; wie die Nacht der Sorge und Verzweiflung Allem einen dunkeln, grauen, trostlosen Anstrich verleiht. Sie konnte nicht mehr begreifen, wie sie an manchen Dingen hatte Vergnügen finden können, sie litt keine Begleitung mehr, denn die menschliche Stimme selbst widerte sie an. So gieng sie vor sich hin mit zu Boden geschlagenen Augen, um ja nichts von all den Schönheiten der Natur, von dem Glanze, der ihrem Gefühle so wenig zusagte, zu gewahren.

Noch immer hiengen ihre Augen voll Thränen, als Vater Willands Schritte ihr Ohr trafen. Sie richtete den Blick nicht empor, in der Meinung, es sey Jemand von ihrem Gefolge, der sich ihr mit unwillkommenem Troste oder noch unwillkommeneren Vorstellungen zu nähern beabsichtige.

„Aufgeschaut, Fräulein, aufgeschaut!“ sagte der Priester in seinem gewöhnlichen heitern Tone. „Wässert Ihr den Boden dergestalt mit Thränen, so mag eine Jammersaat aufschießen, groß genug, die Herzen von ganz Frankreich zu brechen. Die Nachtigall singt bei Nacht, die Lerche Morgens, nach den rauhen, frostigen Wintertagen kommt zuletzt der Frühling, die Sonne dringt wieder durch, und alle Welt lacht und jubelt.“

„Ach, guter Vater,“ erwiederte Isabella, seine Stimme erkennend, „ich werde wohl nie wieder lachen.“ Aber als sie mit dem langsamen Blicke der Verzweiflung das Auge zu ihm erhob, lag ein großes Etwas in seinem Gesichte — — ein bedeutendes Lächeln, ein Ausdruck der Freude, der

ihr durch die Seele gieng, und ihre ganze Gestalt erzittern machte.

„Er ist begnadigt, ist begnadigt!“ rief sie, auf den Priester zustürzend. „Ach Vater, sagt mir, nicht wahr, er ist begnadigt?“

„Das nicht gerade!“ antwortete Vater Willand, „aber was ebenso gut, er ist entwischt, ist, wie ich hoffe, schon jetzt über der Gränze.“

Isabella sank auf die Kniee, indem sie, die Hände zusammenschlagend, mit zum Himmel gekehrtem Blicke rief: „Sey gepriesen, barmherziger Gott!“ Dann, ohne aufzustehen, senkte sie das Haupt zu Boden, bedeckte die Augen mit den Händen und verfiel in ein anhaltendes, convulsivisches Weinen.

Der Priester suchte sie zu beruhigen und aufzurichten, aber sie lehnte sanft seine Hand ab und flüsterte: „Es ist ja nur Freude und Dank.“

Nach einer Weile wurde sie ruhiger, sie stand auf, ohne zu sprechen, und schlug, auf des guten Mannes Arm gelehnt, langsamen Schritts den Rückweg nach dem Schlosse ein. Beide beobachteten ein tiefes Schweigen, als sie aber die Wohnung betrat, wo sie in letzter Zeit so viele jammervolle Stunden zugebracht, als sie die Schwelle des Zimmers überschritt, wo sie, nichts als Verzweiflung im Herzen, in Erwartung des letzten, traurigsten Streichs trostlos gesessen, überwältigte sie der Contrast und eine neue Thränenfluth entstürzte ihren Augen.

Sie floßen aber nun sanfter, diese Thränen, und Isa-

bella hörte mit Freuden was Vater Willand zu erzählen hatte. Ihrer Fragen war kein Ende und der gute Priester mußte zu wiederholtenmalen die Geschichte, wie er das Gefängniß leer gefunden, vortragen. Auch erkundigte sie sich nach allen Einzelheiten seiner letzten Zusammenkunft mit Rohan, indem sie mit einer Aufmerksamkeit, einer Spannung zuhörte, als hinge ihr Leben an jedem seiner Worte. Auf seine Antworten erfolgte jedesmal eine längere Pause, indem Isabella immer und immer wieder das Gehörte überlegte und Vater Willanden ward zu wiederholtenmalen die Frage ans Herz gelegt, ob er wirklich glaube, daß Bernhard sich außer allem Bereich der Verfolgung befinde. Er versicherte, daß er allen Grund zur Bejahung habe, da es gewiß sey, daß sich nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden noch nicht die geringste Spur von dem Wege, den er eingeschlagen, ergeben habe.

Nun fragte es sich zunächst, wozu sie selbst sich entschließen sollte. „Wir müssen noch ein paar Tage zuwarten," sagte sie, „um gewiß zu seyn, daß er nicht entdeckt und zurückgebracht ward. Dann aber, guter Vater, möchte ich diesen Ort verlassen,, wo ich widerwärtigen Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn könnte."

„Und wohin möchtet Ihr gehen, Fräulein?" fragte der Priester. „Gibt es doch Wenige unter den benachbarten Fürsten, die einen Flüchtling von Eurem Range und Reichthum aufzunehmen wagten. Selbst der Kaiser und der König von Spanien, obwohl sie, nach ihrem Ordenszeichen zu schließen, eine Verwandtschaft mit den Argonau-

ten ansprechen, würden sich mehr als einmal bedenken, bis sie ein solches goldenes Vließ von unserem schönen Lande Frankreich bei sich aufzunehmen sich getrauten."

„Ich will sie auch nicht auf die Probe setzen," erwiederte Isabella. „Wohin ich mich wende, soll es in demüthigem Aufzug geschehen. Ich lege ab von mir allen Anspruch auf diesen Rang, dessen Purpurgewande nur traurige Fesseln für die Glieder eines Flüchtlings wären. Reichthum habe ich keinen zur Schau zu tragen, zwar mögen mir die Summen, die mir der König als Erbin meines Vaters und des armen Heinrichs ließ, meine Bedürfnisse gehörig decken, doch muß ich auch hiebei vorsichtig zu Rathe gehen. Nein, nein, guter Vater, die Hütte soll mein Zufluchtsort seyn, nicht der Palast. Letzterer hat schon Weh genug über mich gebracht. In demüthigem Gewand, in unscheinbarem Aufzug werde ich Schutz finden, und eine Verborgenheit, die sich nicht leicht durchdringen läßt. Mittlerweile müssen wir bis auf weitere Nachrichten von Paris hier bleiben."

„Meiner Treu," versetzte der Priester, „Ihr mögt warten, wenn es Euch beliebt, aber ich muß gehen. Der König ist über den ganzen Handel gewaltig erbost, und ein Schiff, von dem Sturm hergetrieben, kann nicht wohl beilegen. Seine Majestät jagt mich Hals über Kopf nach meiner Pfarre, ich muß meinen Stab fortsetzen, ehe es Abend wird."

Isabella sah verlegen und bekümmert zu Boden, denn sie fühlte mehr als je, wie nothwendig ihr Jemand war,

auf dessen freundschaftlichen Rath und Beihülfe sie sich in ihrer schwierigen Lage verlassen, dem sie sich unter Kummer und Sorge anvertrauen konnte. So lange Rohans Schicksal entschieden schien, und ihr keine andere Aussicht übrig blieb, als auf die verlassene Einsamkeit eines gebrochenen Herzens, so lange es nur noch der kurzen Agonie des letzten verhängnißvollen Streichs bedurfte, sie auf immer von allen irdischen Dingen abzureißen, hatte sie, ganz dem Schmerz um ihn hingegeben, wenig an ihr künftiges Schicksal gedacht. Doch hatte ihr der Gedanke an ein Kloster, als der einzige Zufluchtsort auf dieser Erde, immer vorgeschwebt. Zwar hatte sie noch keine Plane gebaut, hatte die Sache nicht in Erwägung genommen, es kam ihr aber dieser Gedanke als eine entschiedene Sache vor, als Etwas, das sich von selbst verstehe.

Nun aber trat das Bild von den grünen Wällen und schweigenden Zellen, das sie als die einzige Zuflucht für die melancholischen Stunden ihres künftigen Daseyns im Auge gehabt, plötzlich wieder in den Hintergrund. Die Hoffnung, ihr Schicksal mit dem des Geliebten zu verbinden, lebte wieder auf, und wie wir bereits gesehen, beschloß sie, diese Räume zu fliehen, wo absolute Gewalt ihr zu irgend einer Zeit die Aussichten entziehen konnte, die sich ihr so eben erst wieder aufgethan. Aber die Frage, was nun zunächst zu thun, wie, wohin, wann sie fliehen sollte, drängte sich in Folge der letzten Worte des Priesters ihrem Geiste aufs Lebhafteste auf.

War wirklich der Zorn des Königs so gewaltig erregt,

konnte er sich nicht, dachte sie, plötzlich über ihr entladen? Mochte er nicht, ihr Beginnen ahnend, dem Plane, den ihre treue, hingebende Anhänglichkeit, als den einzig nützlichen bezeichnete, zuvorkommen?

So ist es immer mit uns; von unsern eigenen Absichten, Wünschen und Gefühlen eingenommen, legen wir Andern einen Spiegel in die Brust, der unser eigenes Ich vollkommen reflektirt. Wir bedenken nicht, daß die Ansichten jedes einzelnen Individuums denselben manchfachen Modifikationen unterliegen, wie die Gesichtszüge, daß es eben so schwierig ist, zwei ganz gleichfühlende Herzen, zwei ganz gleichdenkende Köpfe zu finden, als zwei sich vollkommen gleichende Gesichter, zwei vollkommen ähnliche Gestalten. Bei der Voraussetzung, daß Andere von ihren Impulsen auf die unsern schließen, erlauben wir uns eine Petitio principii, die selten, wenn jemals, zutrifft. Wohl lassen sich die Absichten des Menschen durch die Kenntniß seiner gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise errathen, selten aber wird sich das Urtheil dessen bestätigen, der von seinen Beweggründen auf die des Andern schließt.

„Der König,“ dachte sie, „erräth auf den ersten Blick, daß mich die Liebe bestimmt, dem Freunde mein ganzes Leben auch im Unglück, in der Verbannung zu weihen. Sein Zorn wird ihm eingeben, meinen deßfallsigen Schritten zuvorzukommen.“

Allerdings hatte der königliche Zorn gewissermaßen die unterstellte Folge, aber das Benehmen des Königs entsprang aus keinem der unterlegten Motive. Heinrich ließ sich nie

einfallen, Isabella könnte so kühn, so verwegen seyn, von seinem Hofe zu entweichen, sich seiner Gewalt zu entziehen. Ein solcher Schritt galt damals kaum für weniger als baaren Hochverrath, und die bloße Idee der Möglichkeit stellte sich der königlichen Fassungskraft als ganz unannehmbar dar. Allein Isabella handelte nun einmal ihrer fixen Idee gemäß und nach der Erwägung eines Augenblicks sagte sie: „Nun wohl, da es sich nun einmal so verhält, muß ich vor dem Zorne des Königs fliehen, und besser sogleich als später, ehe mir jeder Ausweg verschlossen ist. Niemand kann dadurch zu Schaden kommen. Daß Bernhard eingeholt werden könnte, will ich nicht glauben, denn Gott ist zu gerecht und gnädig, um einen Unschuldigen zu Grund gehen zu lassen. Wär's aber auch anders beschlossen, so liegt wenig daran, ob ich hier oder in einem andern Lande den Schleier nehme, ja vielleicht leit' ich seine Verfolger durch meine Flucht von der wahren Spur ab, indem sie irrthümlich annehmen, er habe mit mir einen andern Weg eingeschlagen. So will ich denn alsbald mit Euch von dannen, guter Vater, ihr sollt mein Führer, meine Stütze seyn."

„Ich wollte, es könnte so seyn, mein Kind," erwiederte Vater Willand, „aber in Eurem Begehr mit mir zu gehen, gleicht Ihr einem jungen Reh, das, vom Hundegebell erschreckt, Schutz fleht von dem gejagten Hirsche. Man kann jeden meiner Schritte beobachten, Tochter, und sicher ist mein bisheriger Weg dem Auge des Spähers nicht verborgen geblieben. Aber Gottlob, es gibt mehr als Eine Landstraße in Frankreich, und Leute, die zwei entgegengesetzte

Wege einschlagen, mögen am Ende doch zusammentreffen. Ich hab' einen Plan für Euch — wahrhaftig einen Plan für Euch. Aber es bedarf eines raschen, muthigen Entschlusses, und was wir thun, geschehe mit freudigem Herzen, da uns die Hoffnung mit ihrem Lichte voranleuchtet auf unserem Pfade."

Vater Willand blieb bis ans Ende des Morgenmahls bei dem Fräulein, dann ließ er sein Thier vorführen, und nahm mit einem herzlichen Segen von dem Hause Abschied. Ein Diener begleitete ihn die Allee hinab, um ihm das Thor zu öffnen; Vater Willand sprach wenig oder nichts mit ihm, obwohl er sich kurze Zeit zuvor mit einem ältern Diener, der ihm Einlaß gegeben, angelegentlichst unter vier Augen besprochen. Auf das Schloß kehrte die frühere, feierliche Stille zurück, nur wenige seiner Bewohner ließen sich da und dort blicken, das Fräulein hielt sich auf ihrem Zimmer mit einem jungen Mädchen, das den unmittelbaren Dienst um ihre Person hatte, seitdem sie nach ihrer Ankunft am französischen Hof ihrer Kammerzofe Margarethe, der niederträchtigen Verrätherei wegen, den förmlichen Abschied gegeben. Aber gegen fünf Uhr Abends fand sich am großen Parkthore ein königlicher Beamter ein, mit drei oder vier Dienern und einer Pferdesänfte, einer äußerst unbequemen, und dabei ziemlich bedenklichen Modeerfindung jener Zeiten. Nachdem er sich über seine königliche Sendung ausgewiesen, erhielt er unverweilt Einlaß und ritt durch den Park aufs Schloß zu.

„Meldet Eurer Gebieterin," sagte er zu dem unterm

Thorweg stehenden Diener, „daß ich vom König beordert bin, sie augenblicklich nach Paris zu bringen. Zuvor aber muß ich das Schloß durchsuchen und die anliegenden Gründe, um mich zu überzeugen, ob nicht ein Gefangener, der so eben den Händen der Gerechtigkeit entronnen, hier verborgen ist.“

Der Diener sagte augenblickliche Bestellung der Botschaft zu, und während er sich zu diesem Ende entfernte, befahl der Beamte seinen Leuten, alle Theile des Parks genau zu durchsuchen. Diese gehorchten, während er selbst ziemlich lange unter dem Thorwege der Zurückkunft des Anmeldenden entgegensah. Er hörte Thüren auf- und zuschlagen, Stimmen rufen, einen der Diener den andern fragen, wo die Gebieterin wäre. Endlich meldete man ihm, sie sey nirgend zu finden, und Einige meinten, sie müsse in den Park hinauf spazieren gegangen seyn, während Andere darauf schwuren, sie habe das Haus nicht verlassen.

Bald war Alles Bestürzung, Nachfrage, Zweifel. Die Dame und zwei von der Dienerschaft ließen sich nicht blicken, und aus der Entfernung von Juwelen, Gold und Kleidern ließ sich wohl merken, daß baldige Wiederkunft nicht in ihrer Absicht lag. Jeder Winkel des Schlosses, des Parks wurde nun durchsucht, aber ohne eine Spur von den Flüchtlingen zu entdecken. Die Diener wurden verhört, nicht minder die benachbarten Landleute, aber nirgend war die geringste Spur zu gewinnen, und allgemein ward versichert, daß man auf sämmtlichen vom Schloß führenden Wegen — es waren ihrer drei — keine Seele gesehen habe,

als etwa Bauersleute, mit einziger Ausnahme des Priesters, dessen Spur deutlich nach Fontainebleau verfolgt werden konnte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In einem kleinen, dunkeln Gemach, am Ende eines langen Gangs, vier Treppen hoch gelegen, mit dergestalt verschlossenen Fenstern, daß das Lampenlicht auf dem Tische von der Straße aus unsichtbar war, saßen vier Männer, deren Anzug mit der Räumlichkeit in einem entschiedenen Gegensatze stand. Sie waren sehr gut gekleidet, zwei davon sogar glänzend, und einer, obgleich ziemlich einfach in seinem Anzug, überdieß klein, fast könnte man sagen, winzig von Gestalt, aber mit ausnehmend schönen Zügen, hatte in seinem ganzen Wesen etwas Entschiedenes, Gebietendes, das ihn als einen Mann bezeichnete, der, an die Uebung hoher Gewalt gewöhnt, seiner Ueberlegenheit sich vollkommen bewußt war.

Wie gesagt stimmte das Gemach mit der Persönlichkeit seiner Bewohner nicht überein. Es bot nichts als nackte Wände, plumpe Stühle, einen eichenen Tisch mit messingener Lampe, einen metallenen Wandleuchter und ein ungeheures Kamin von bemaltem Holze, schwarz gefärbt durch den Rauch manchen Jahrhunderts.

Seit mehreren Stunden lagerte Dunkel auf der Erde und die Gesellschaft saß schon längere Zeit in tiefes Schweigen verloren. Der erwähnte kleine Mann präsidirte am obern

Ende der Tafel, scheinbar unbeweglich, das seine Haupt mit einer Hand stützend, deren Breite und Muskelkraft mit seiner Körpergröße in einigem Mißverhältniß stand. Dabei sah er unausgesetzt mit dem Ausdruck ängstlicher Erwartung nach der Thüre.

Endlich unterbrach er die allgemeine Stille, indem er das Haupt erhebend, sagte: „Putzt das Licht an der Wand, Jarnac — ich fürchte, der Streich ist mißglückt."

„Da säßen wir hübsch in der Patsche," versetzte der Andere, der, dem Befehl nachkommend, aufstand, „wahrlich eine saubere Verlegenheit, wenn er gefaßt und auf die Folter gebracht würde."

„Habt Ihr je einen Wolf getödtet, Jarnac?" fragte der Erste.

„Schon manchen, gnädiger Herr," war die Antwort, „aber wozu das?"

„Nun, wenn dem so ist," versetzte der Andere, „so habt Ihr ihn wohl nie im Tode heulen hören. Aber eben so leicht könntet Ihr den Wolf zum Heulen bringen in diesem Augenblick, oder umgekehrt eine Ratze zum Schweigen, als Ihr durch alle Qualen der Welt unserem Freunde, dem Chevalier, auch nur Ein Wort zu entlocken im Stande wärt. Ich kenne meinen Mann, weiß, wie sehr man ihm vertrauen kann."

„Ich kann nicht läugnen, Marschall," begann einer der Herren am Tische, „es wundert mich, daß Ihr Euch solcher Leute in irgend einer Weise bedienen mögt. Dießmal freilich dürften seine Dienste am rechten Orte seyn, aber im

Feld ist's was Anderes. Was würde der König dazu sagen, wenn er es wüßte?"

„Er weiß es wohl," war die Antwort, „und er sagt, was Ihr eines Tags sagen sollt, guter Freund, wenn Ihr seht, was diese Gesellen vermögen in Fällen, wo ihr Muth auf die Spitze getrieben wird. Was insbesondere den Erwähnten betrifft, so darf ich wohl sagen, ohne den ehrenwerthen Diensten solcher Herrn, wie Ihr, zu nahe zu treten, nie hätte ich, bei all Eurer Kriegskunde, Eurem Muthe, Eurer Fähigkeit, Piemont auch nur zwei Monate behaupten können, wäre mir nicht sein Beistand, seine Einsicht zu Handen gewesen."

„Und was hätte denn Philipp vermocht?" fragte der Edelmann, welcher sich mit dem Lichte beschäftigt.

„Nun der hätte mir einen Jarnac-Streich* versetzt,"

* Anspielung auf das berühmte Duell, das einige Jahre früher zwischen Jarnac und La Chataigneraie in Gegenwart des ganzen französischen Hofs stattfand. Der Erstere, damals ein junger Mensch, ohne Namen, höchstens durch seine höfischen Manieren und Späße bekannt, besiegte seinen Gegner, einen durch stürmischen Muth und ausgezeichnete Geschicklichkeit im Fechten berühmten Krieger. Er versetzte ihm einen Seitenhieb, der, ihm die Schenkelsehnen entzweischneidend, zuletzt seinen Tod herbeiführte. Letzterer hatte im Voraus ein glänzendes Mahl in seinem Zelte bereiten lassen, wozu er die Herrn vom Hofe mit der prahlerischen Aeußerung einlud, sie möchten mit ihm schmausen, wenn er Jarnac getödtet hätte. Das Essen ward dann auf höchst skandalöse Weise von den Hoflakaien geplündert. Der Ausdruck „ein Jarnac-Streich" ward zum Sprichworte für irgend einen unerwarteten Ausgang.

antwortete der Kleine, eine Erwiederung, die auf allen Gesichtern ein Lächeln hervorrief. „Aber horch," fuhr er fort, „ich höre Jemand auf dem Gange. Laßt uns auf der Hut seyn."

Kaum waren die letzten Sylben seinen Lippen entflohen, als eine kräftige Hand auf die Klinke drückte, die Thüre auffuhr, und ein Mann in dem schwarzen Gewand eines Gerichtsdieners ins Gemach trat. Einer der Herren legte die Hand ans Schwert, aber der Eindringling blieb, ehe er die Tafel erreichte, stehen, sich rings umsehend, als wäre er ganz verwirrt, diese Gesichter hier zu finden. Doch in demselben Augenblick erhob sich der Kleine zu Häupten der Tafel und rief, indem er, dem Gast entgegeneilend, ihn umarmte: „Willkommen, armer Freund! willkommen! Macht die Thüre zu, Jarnac, und schließt ab! Seyd Ihr verfolgt, Rohan? In diesem Fall haben wir eine zweite Zufluchtsstätte für Euch, dort hinter dem Verschlage. Seyd Ihr wirklich verfolgt?"

„Ich denke nicht," erwiederte Rohan, „glaube wirklich nicht. Mein Befreier ist noch unten auf der Lauer, aber ich glaube nicht, Brissac, daß irgend Jemand den Streich bemerkte. Meiner Treu, es ging Alles so schnell, daß ich kaum selbst etwas davon weiß, und Euch hier zu sehen, ist mir vollends wie ein Traum. Wie kam all Das? War der Schließer bestochen?"

„Nein," sagte Brissac, „wir wissen so wenig als Ihr, vielleicht noch weniger. Alles, was wir sagen können, ist, daß unser Freund, der Chevalier Lenoir, meine geheime

Anwesenheit in Paris auswitternd — sie hatte keinen andern Zweck, als des Königs Ohr hinsichtlich der von den Guisen gegen Montmorency vorgebrachten Einstreuungen aufzuklären und mir selbst den nöthigen Succurs in Savoyen zu verschaffen * — mich aufsuchte und Eure Befreiung aus dem Gefängniß zu bewirken versprach, falls ich es über mich nähme, Euch sicher aus Paris zu bringen."

„Ihr haltet mich also nicht für schuldig, Brissac?" rief Bernhard, seine Hand ergreifend.

„Wie konnte ich Euch für schuldig halten, lieber, junger Freund?" erwiederte Jener. „Wie konnte das irgend Einer, der Euch kennt, wie ich? Erstlich glaub' ich nicht, daß irgend eine Herausforderung Euch dahin bringen konnte, Euer Schwert gegen Heinrich von Brienne zu ziehen. Und hättet Ihr es wirklich in ehrlichem Kampfe gethan, würdet Ihr es nie in Abrede gezogen haben. Auf andere Weise aber als auf ehrenhafte, waret Ihr es nicht im Stand, darüber konnte Keiner, der mit Euch gedient, auch nur einen Augenblick im Zweifel seyn. Aber erzählt, wie gelang dem Chevalier Eure Befreiung? Er hat uns nichts von seinem Plane gesagt, und wir sind so neugierig wie Waschweiber, etwas mehr davon zu hören."

„Ich will Euch Alles sagen, was ich selbst weiß," erwiederte der junge Ritter, „aber freilich ist es nicht viel.

* Diese geheime Reise Brissacs nach Paris zu dem angegebenen Zweck ist authentisch. Als Beweis seiner großen Tüchtigkeit im Ertragen der Strapazen erzählt ein Gerücht, daß er kein Bett bestieg von seiner Abreise aus dem Hauptquartier bis zur Ankunft in der französischen Hauptstadt.

Als sie mich zur Urtheilsverkündigung ins große Châtelet führten, sah ich nur wenige Leute am Eingang. Die Sentenz ward verlesen, ich äußerte mich darüber, wie ich es für recht hielt, und schickte mich zum Abgehen an. In diesem Augenblicke meinte ich eine Stimme zu vernehmen, die mir zuflüsterte: „Fasset Muth.“ Ich achtete wenig darauf, aber als ich auf die Straße kam, sah ich einen Haufen Leute, die uns folgten, und mich zu bemitleiden schienen, denn sie brachen gegen die Bogenschützen in drohendes Murren, theilweise selbst in Geschrei aus. Die kleine Zahl meiner Bedeckung, die Worte, die ich vernommen, schienen mir von einem freundlich gesinnten Gerichtsdiener zu kommen — das Benehmen der Menge flößte mir einige Hoffnung auf Befreiung ein, aber plötzlich beim Uebergang über die Brücke holte uns eine frische Abtheilung Bogenschützen zusammt einem Gefreiten und einem Gerichtsdiener ein, die mich so enge in die Mitte nahmen, daß alle Aussicht verschwand. Bald schloßen sich die Thore des kleinen Châtelet hinter mir, der Gefangenwärter, Bertand Saar, schickte einen seiner Eisenknechte mit den Schlüsseln, indem er selbst, sich abwendend, kein Wort sagte. Mit einem Gerichtsdiener auf der einen, einem Gefreiten auf der andern Seite, einige andere Personen im Rücken, ward ich nun schnell durch die finstern Corridore geführt. Auf dem Wege machten die Leute hinter mir ihre Bemerkungen über das Volk unten, und wie nothwendig Eile wäre, weil der Haufe zu einer bedenklichen Menge anwachsen und die Wachen mit Steinwürfen anfallen könnte, wie schon einmal geschehen,

In diesem Augenblick zog mich der Gefreite näher an sich und flüsterte mir zu: „Gebt Euch in Allem meiner Führung hin. Seyd rasch und gewandt, anzuziehen, was ich Euch gebe, und folgt mir mit Blitzesschnelle auf den ersten Wink.“ Inzwischen waren wir vor der Kerkerthüre angekommen. Der Eisenknecht schloß auf und warf die Thüre zurück mit der Laterne sich hinter sie stellend, da sie einen beträchtlichen Raum des Eingangs wegnahm. Die Bogenschützen und die übrige Bedeckung wurden durch einen ihrer Offiziere, der, in der Mitte des Eingangs stehen bleibend, lebhaft mit ihnen sprach, ein paar Schritte weit zurückgehalten. Der Gerichtsdiener, der Gefreite und ein anderer Offizier von den Schützen traten mit mir in das Gemach, und während der Eine die Lampe faßte und sie schneuzend den ganzen Raum für wenige Sekunden in vollkommene Finsterniß versetzte, warf mir der Andere das schwarze Gewand über die Schultern und drückte mir die Mütze ins Gesicht. Ehe ich wußte, was nun zu thun, drängte mich der Gerichtsdiener zur Thüre hinaus mit den Worten: „Kommt, laßt uns gehen, der Gefangene muß Ruhe haben.“ Nun stellte der Offizier, den Rücken dem Bette zugekehrt, das Licht auf den Tisch, wobei er sagte: „Gute Nacht Herr von Rohan — ich wünschte, ich könnt' Euch helfen.“ Dann schloß er mit eigenen Händen ab, übergab dem Eisenknechte die Schlüssel, und folgte uns nach. Mittlerweile trieben mich die beiden Andern vorwärts, indem in der Dunkelheit und Verwirrung Keiner bemerkte, daß ein überzähliger Gefreiter mitlief. Mein Nebenmann flüsterte mir blos die Worte zu: „Seyd

stille wie das Grab." Als wir das Wachzimmer passirten, machten sich Mehrere an uns, als wollten sie mit uns sprechen, und Einer forderte die Bogenschützen auf, ihm Bescheid zu thun; aber ein Offizier verfiel glücklicher Weise in demselben Augenblick auf einen neckischen Streich, indem er Bertrand Saar, der halb schlafend am Feuer saß, am Bart zupfte. Inzwischen eilten wir weiter, und hatten bald das Thor hinter uns. Die Volksmenge war dünner als zuvor, doch waren immer noch Leute genug da, die uns mit Geschrei und Steinwürfen begrüßten. Die Bogenschützen bekamen Befehl, die Menge zu zerstreuen und zu verfolgen, und ich fühlte mich im Arme nach der Straße geschleppt, die hieher führt. Ein Offizier von den Schützen ging neben mir her, so daß ich aus Furcht, mich zu verrathen, meinem Freunde, dem Gefreiten, auf der andern Seite kein Wort zuzuflüstern wagte. So setzten wir eine Zeitlang unsern Weg fort, von einem Haufen Leute umschwärmt, die hie und da erfolglos einige Steine nach uns warfen. Ein paar Bogenschützen, welche uns nachkamen, gaben bald die Verfolgung auf, und wie groß war nun mein Erstaunen, als einige aus dem Haufen, ihre Flucht einhaltend, auf uns zukamen, und sagten: „Nun ist's recht! Sie sind Alle fort!" Der Gefreite erwiederte nach einem Blicke in die Runde: „Fort und zerstreut Euch, laßt mich allein mit ihm, morgen früh treff' ich Euch vor Tagesanbruch." Da erfuhr ich zum Erstenmal, wem ich meine Freiheit verdankte."

„Gerade herausgesagt," meinte der Marschall von Brissac, „unserem guten Freunde, dem Chevalier Lenoir,

oder um ihn bei seinem furchtbareren Namen zu nennen, Corse de Leon. Aber ich hoffe und vertraue, er ist in keine Ungelegenheit gerathen, denn es war ein kühner Streich. Wo verließt Ihr ihn, Rohan?"

„An der Hausthüre, gnädiger Herr," erwiederte der junge Ritter. „Dort wollte er bleiben, um sich zu überzeugen, daß uns Niemand folgte, nachdem er mir Weisung ertheilt, wie ich dieß Zimmer finden könnte. Es wundert mich aber wirklich, daß ich mich ausfand, denn die Wahrheit zu sagen, mein Gehirn war und ist noch immer so confus und verworren, daß ich mich von der Wirklichkeit alles Geschehenen kaum überzeugen kann."

„Schnell hinunter, Jarnac," sagte der Marschall, „hinunter und seht, daß dem Freunde kein Unfall begegnet. Wohl mag es in Eurem Gehirn drüber und drunter gehen, de Rohan. Zwar sah ich Euch in manchem Strauße dem Tod so gleichgültig die Stirne bieten, als wär' er blos Euer Gegner auf der Stechbahn, aber freilich nimmt er sich anders aus, wenn er uns im ruhigen, friedlichen Zustande überfällt, wo uns die Mittel fehlen, ihn darnieder zu kämpfen, oder wenigstens die Augen abzuwenden."

„Ach, gnädiger Herr!" versetzte Rohan, „das war noch nicht Alles. Hätte ich zu wählen, ich würde mich dem großen Feind des menschlichen Daseyns auf dem Schlachtfelde stellen, oder im Innern der Belagerung, da sollte er mich mit der Kugel oder der Lanzenspitze treffen. Auch würde ich ihn, das bin ich überzeugt, noch ruhig genug auf dem Siechbette erwarten oder in jeder anderen Gestalt, nur nicht in

der eines befleckten, ehrlosen Endes, als Spott der grinsenden Menge, der Schande verfallen, und mit Verbrechen belastet, vor denen mein innerstes Gefühl zurückbebt. All das machte mir den Tod schrecklich, und jetzt erst an diesem plötzlichen Gefühlswechsel, an dieser totalen Verwirrung aller meiner Verstandeskräfte, jetzt erst erkenn' ich, wie völlig mich Furcht und Verzweiflung niedergeworfen."

„Nun, so ruht einen Augenblick aus," sagte Brissac, „und wir wollen Euch mit einem guten Glase Bescheid thun, denn an Bequemlichkeiten fehlt es mir in diesem Quartiere nicht. In dem kleinen Raum da hinter dem Verschlage haben wir Beides, Flaschen und Gläser, überhaupt alles, was die Lebensgeister erfrischen mag. Der König hat mir einige Ausstichproben aus seinem Keller zukommen lassen, denn er möchte um halb Italien nicht ruchbar werden lassen, daß ich in der guten Stadt Paris bin, und ich muß nothwendig vor Ablauf zweier Tage zurück, um zu ordnen, was noch ungeordnet in Savoyen ist. Bringt Becher und Flaschen, Martigny. Wir müssen unserm Flüchtling das Herz stärken, ehe wir ihn fortschicken. Wißt Ihr auch, Rohan, daß Ihr diese Nacht noch einen tüchtigen Ritt vor Euch habt?"

„Wenigstens bin ich von Herzen dazu bereit, gnädiger Herr," erwiederte der junge Ritter, „denn ich sehe wohl, daß jede Minute meines Bleibens an diesem Orte Eure Sicherheit nicht minder gefährdet, als die meine."

„Pah!" sagte Brissac, „das nicht, Rohan, ich bin ein zu alter Soldat, um meine Plane nicht wohl anzulegen und

gegen jeden Ueberfall zu sichern. Da ist ein Paß für zwei von meinem Gefolge, den hier anwesenden Herrn von Martigny und einen andern Herrn, Namens Marly. Beide sind sehr genau beschrieben, seht, ob Ihr Euer eigen Bild darin erkennt. Der König machte keine Schwierigkeiten, denn er ist dergestalt ängstlich besorgt, meine Anwesenheit vor dem Kardinal und dessen Bruder geheim zu halten, daß er mir selbst anempfahl, mein Gefolge, so klein es ist, allmählig und ganz stille aus der Stadt zu schmuggeln. Schon ist der Befehl ans Thor geschickt, den beiden Herren, die diesen Paß vorweisen, ungehindert Auslaß zu geben, und die Pferde werden vor einer halben Stunde hier seyn. Eilt möglichst schnell unsern guten Freunden, den Schweizern zu, und dann flugs über Genf nach Savoyen. Auf dieser Straße werdet Ihr nicht erkannt, und treffen wir uns in Mitten der Alpen wieder, so soll ein weiterer Plan für Eure Sicherheit, Euer Fortkommen besprochen werden. Aber sieh da, Jarnac und der Chevalier. Willkommen, willkommen, Herr Lenoir! Wahrlich, ein Handstreich, würdig eines Lautrec oder Bourbon. Ist Alles ruhig draußen?“

„Alles ruhig, gnädiger Herr,“ erwiederte Corse de Leon, der, am untern Ende des Tisches stehen bleibend, mit ruhigem Ernst bald Brissac, bald Rohan betrachtete, ohne jemals die Lippe zum geringsten Lächeln zu verziehen. „Alles ruhig, gnädiger Herr, und so wird's, denk ich, auch bleiben bis morgen früh, wo man nothwendig das Nest leer finden muß.“

„Das wird wohl bälder der Fall seyn, fürcht' ich,“

versetzte Rohan; „der gute Vater Willand verließ mich kurz zuvor, dem Könige meine Antwort zu bringen, und versprach schleunige Wiederkehr."

„Ein unglücklicher Umstand," erwiederte Corse de Leon, „wirklich ein schlimmer Umstand. Auch ich traf den guten Priester vor Kurzem, und wollt' ihn in unser Geheimniß ziehen, denn er mochte uns gute Dienste leisten. Aber er hatte Eile und ich bestellte ihn unter die Arkaden der Barfüßer. Als ich vorbeikam, war er noch nicht da, und da ich vernahm, daß die Bogenschützen schon auf dem Wege waren, Euch ins große Châtelet abzuholen, hatte ich keine Zeit mehr zu verlieren."

„Nach Herrn von Rohans Erzählung," sagte Brissac, „müßt Ihr Verbündete gehabt haben unter den Schützen."

„So war's," antwortete Corse de Leon trocken; „auch waren von meinen eigenen Bogenschützen dabei. Die einzige Schwierigkeit war, wie sie einzuschmuggeln, aber ein Paar Steinwürfe schafften Rath, und indem der eine Theil durch die Finger sah und die Andern mit Blindheit geschlagen waren, machte sich Alles leicht genug. Wohl mochten Viele Verdacht haben, aber sie hatten nicht das Herz, es zu äußern, und nun werden sie reinen Mund halten, daß die Sache wohl nie ans Tageslicht kommt. Nur der Janicot, der tolle Kerl, hätte beinahe Alles verdorben. Bertrand Saar saß am Feuer, entschlossen, nichts von Allem zu sehen, da zupft ihn der unverschämte Bursch am Bart, den Augen des Gefängnißwärters das verrufenste Schwindlergesicht in Paris bietend in der Verkappung eines Bogenschützen des Profoß-

lieutenants. Aber ein schlimmer Umstand, daß der gute Priester unvorbereitet hingehen mußte. Dagegen gibt es kein Mittel, gnädiger Herr, als daß Herr von Rohan sich aus dem Staube macht, ehe Allarm geschlagen wird, und die Thore sich schließen. Ich will meinen Leuten die nöthigen Befehle geben und ihn begleiten. Mein Pferd ist schon gesattelt, die beiden Andern finden wir im Stalle."

„Aber ich habe keinen Paß für Euch, guter Chevalier," erwiederte Brissac, „der Eine, den ich bekam, lautet nur für zwei, und davon muß einer Martigny seyn. Kommt, schenkt Euch ein, Rohan, und trinkt aus. Ihr braucht Stärke, denn nichts macht schwächer, als Gram."

„Ich habe immer meinen eigenen Paß, gnädiger Herr," erwiederte Corse de Leon auf Brissac's Rede, so weit sie ihn angieng. „Gewöhnlich hält man mich am Stadtthore nicht an."

„Meiner Treu," sagte Brissac, „Ihr kommt der königlichen Majestät sehr nahe, edler Chevalier. Ihr habt Eure eigenen Päſſe, stellt Eure eigenen Bogenschützen, öffnet die Kerkerthüren, und die Stadtthore sind nach Eurem Belieben unverschlossen. Sicherlich seyd Ihr der König selbst."

„Nicht von Frankreich, nicht von Paris," war Corse's Antwort, „denn hier sind wir alle in Banden, aber auf der Bergseite, gnädiger Herr, bin ich König — König meiner selbst, das einzige Königreich, das ich begehre, und Dank dem Himmel, ich werde bald wieder dort seyn. Eine Stadt macht mich immer krank, nicht physisch, aber geistig. Aber laßt uns eilen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Nur noch einen Augenblick," sagte Brissac. „Kommt mit herein, Rohan. Ihr seyd nicht ausstaffirt, wie es dem Herrn von Marly geziemt." Damit führte er seinen jungen Freund durch ein kleines Thürchen ins Nebengemach, von wo er ihn bald in ganz verändertem Zustand zurückbrachte. Die Kleidung war eine andere, der Bart kurz geschnitten, überhaupt nichts vergessen, was sein Aussehen gänzlich verwandeln mochte. Corse schien all' das für unnöthig zu halten und für nicht viel besser, als unnöthige Zeitverschwendung. Er blieb die ganze Zeit über am Ende des Tisches stehen, die Arme über die Brust gekreuzt, mit zu Boden gesenkten Augen, keine Sylbe sprechend und seine Theilnahme an der Gegenwart nur durch ein langsames Stampfen mit dem Fuße zu erkennen gebend. Doch vergessen wir nicht anzuführen, daß er ein paarmal die Verschlagthüre ins Auge faßte.

Herr von Martigny, wie es schien vertrauter mit dem Räuber, als die beiden andern Herren, bemerkte diese kleinen Zeichen von Ungeduld. Um keine Zeit zu verlieren, rüstete er sich schleunig zur Abreise, holte seinen Hut aus dem andern Zimmer, gürtete sich das Schwert um, das auf einem der Stühle gelegen, füllte die Taschen mit mehreren Reisebedürfnissen, und war zum Aufbruch bereit, als Brissac mit seinem jungen Freunde wieder eintrat. Der Räuber nahm ohne Umstände Bernharden am Arm und sagte: „Kommt! kommt! Sonst ist Eure Flucht schon ruchbar an den Thoren. Noch einmal, kommt!" Und ohne von dem Marschall und dessen Gefährten weiter Abschied zu nehmen, eilte er

mit Rohan durch den Gang und die Treppe hinunter. Brissac folgte mit Herrn von Martigny bis unter die Thüre, wo er von Rohan mit einem herzlichen Händedruck Abschied nahm und ihm beim Weggehen nachsah.

Die drei eilten raschen Schritts vorwärts, bis sie in eine kleine, meist aus Ställen bestehende Nebengasse gelangten. Corse verließ sie hier, angeblich sein Pferd zu holen, indem er ihnen nachzukommen versprach. Bald darauf stieß Herr von Martigny eine der Stallthüren auf und sie traten in ein langes Gebäude, wo ein Knabe, wie es schien das einzige wache Wesen, mit Aufzäumen zweier starken, gesattelten Pferde beschäftigt war. Noch eine Minute und die Pferde befanden sich vor dem Stalle und Beide, Bernhard und sein Gefährte, saßen auf. Aber ehe sie sich im Sattel gehörig festgesetzt hatten, ließen sich rasche Pferdetritte vernehmen, und Corse de Leon ritt ihnen in der Eigenschaft eines Wegweisers voran.

Noch ein paar Minuten und sie gelangten ans Stadtthor, in dessen Nähe sie, zu Vermeidung allen Verdachts, den Schritt der Pferde mäßigten. Aber alles war ruhig und ein alter Mann, im untern Stockwerke des Thorthurmes eingeschlafen, konnte nur mit Mühe geweckt werden. Herr von Martigny wies den Paß, aber ohne ihn anzusehen, rieb sich der Mann die schläfrigen Augen mit den Worten: „Ich weiß schon. Vor einer Stunde ward ich davon in Kenntniß gesetzt — Leute, die zu Herrn von Brissac stoßen, nicht wahr?“

„Nichts anderes,“ erwiederte Martigny lächelnd. Der

Alte schloß und riegelte die gewichtigen Thore auf, trieb sie langsam auseinander, und ließ die Gesellschaft passiren.

Sie setzten nun schweigend ihren Marsch fort, bis sie die letzten Häuser erreicht hatten. Nun aber, da Felder und Weinberge sich um sie auszubreiten begannen, hielt Corse de Leon auf einer kleinen Erhöhung stille, von wo man die ganze Stadt Paris überschauen konnte. Der Mond, ziemlich niedrig stehend, beleuchtete das anmuthige Seinethal, während die Stadt eine tiefbeschattete finstere Masse bildete.

„Nun kann ich athmen!“ sagte er, „nun kann ich athmen! Verfluchter Steinhaufen! So lang' ich in Deinen kleinen Höhlen des Verderbnisses, der Schlechtigkeit weile, liegt die Luft schwer und dick auf mir, als wär' sie mit allen Gräueln unter der Sonne belastet. Der Himmel über mir scheint beladen mit Seufzern und Thränen, Flüchen und Lügen, der Boden unter meinen Füßen dünkt mir unsicher, als wollt er sich aufthun und verschlingen diese Wohnung der Grausamkeit, des Betrugs, der Thorheit, in der ich stehe. Nie tret' ich in diese Thore, daß nicht ein todtschweres Gefühl mein Herz befällt, nie verlaß' ich sie, daß nicht Gottes weite Welt mir schöner vorkommt, lieblicher, bezaubernder denn zuvor, blos wegen des Contrasts mit diesem eckelhaften Menschenwerke hier.“

Nachdem er auf solche Weise dem, wie es schien, lange beherbergten Gefühle Luft gemacht, ritt er mit den beiden Gefährten vorwärts, weit gesprächiger im Laufe der Nacht, als er sonst zu seyn pflegte, übrigens den gewohnten

wilden, enthusiastischen Ton beibehaltend. Herr von Martigny, mit allen Anlagen des kalten, zurückhaltenden Weltmanns ausgerüstet, hieng entweder seinen eigenen Gedanken nach, so daß er kaum auf Leons Aeußerungen, die ihm als baarer Unsinn erscheinen mochten, horchte, oder wenn er auch zuhörte, so gewann ihm die Heftigkeit, der Enthusiasmus des wilden Gebirgssohns höchstens ein Lächeln ab.

Bernhard dagegen nahm an Corse's Worten Theil und brachte ihn endlich zu einer ruhigen, zusammenhängenden Erzählung über mehrere Punkte, worüber er Auskunft zu bekommen wünschte. Denn seit seiner Festsetzung hatte er weder von Isabellen, noch von den Vorfallenheiten am französischen Hofe das Geringste erfahren können. Kaum hörte er von Isabellens gegenwärtigem Aufenthaltsorte, so ergriff ihn das natürliche Verlangen, sie zu sehen, und ihr selbst die Nachricht von seiner Rettung zu bringen. Da sie ihr Weg in der Nähe von Nogeut vorbeiführte, theilte er seinen Begleitern seinen Wunsch mit. Herr von Martigny wußte zwar allerlei Bedenklichkeiten zu erheben, aber Corse de Leon nahm es beifällig auf, und meinte, es gebe dabei nichts zu bedenken. „Für einen braven Mann," setzte er bei, „gibt's keine Gefahr."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wir überspringen einen kleinen Zeitabschnitt und versetzen uns in den Frühling des nächsten Jahres. Die schöne

Zeit war freilich noch nicht erstarkt, der Tag war unbeständig wie ein verzogenes Kind, bald voll magischen Glanzes und falscher Versprechungen, bald in stürmische Thränen ausbrechend und von tiefhängenden Wolken beschattet. Der Morgen war warm und sonnig gewesen, der Abend kalt und unruhig, und um die Fenster und Thüren einer Schenke auf der Anhöhe über Lyon sauste der Wind, heulte der Sturm, als hätte er sich in den Kopf gesetzt, den Zutritt zu erzwingen.

Allein trotz alles Heulens von außen herrschte inwendig eine warme, fröhliche Stimmung, wie sich aus dem lauten Gelächter zu erkennen gab. An dem geräumigen, von Rauch geschwärzten Herde knisterten und prasselten ungeheure Holzscheite, nicht anders als herrschte noch die Winterszeit, und dürfen wir auch mit Fug annehmen, daß der gewaltig belebende Liqueur, Punsch benamst, damals in Frankreich noch unbekannt war, so fand sich doch ein edlerer Stellvertreter in dem rothen Blute der Rhonetraube, das, mit einer Beigabe von Zucker und Gewürz zubereitet, ringsum die Tafel gar häufigen Zuspruch fand. Die Gesellschaft bestand aus Leuten, die auf verschiedene Weise dem draußen tobenden Sturm Trotz boten. Der letzte Ankömmling saß etwas abseits, emsig beschäftigt, einem ungeheuren gebratenen Kapaun sein Recht anzuthun. Sein Nebenmann war so eben mit einem Dessert getrockneter Früchte und eingesalzenen Fleisches fertig geworden, und die Uebrigen, die vielleicht mehr als gewöhnlich ins Gläschen geschaut, zankten sich, lachten, scherzten und lästerten, und griffen endlich zum Wür-

sel oder der Karte mit jener kecken, trotzigen Renommisterei, der getreuen Begleiterin dieser despotischen Erfindungen des bösen Geistes. Einer der Letztern hatte auffallend hübsche Züge, daß man ihn fast schön nennen konnte, dabei war er von starkem, mächtigem Wuchse, aber der Ausdruck des Gesichts war so finster und feindlich, als sich nur denken läßt.

Er hatte zuvor viel getrunken, war nun im Spiel übermäßig glücklich, und lautes Lachen blähte sein Gesicht auf. Aber dennoch konnte die wild heitere Stimmung nicht Herr werden über den trotzigen, unheimlichen Blick, nicht entfernen das bullenbeißerartige Herabhängen der Unterlippenwinkel, wenn er eine Minute pausirte, dem Spiel nachzudenken. So oft dieses seinem Gegner zulächelte, warf er ihm durchbohrende Blicke zu, und als Jener zuletzt eine Parthie gewann, sprang der Dolch unseres Bravo aus der Scheide und nagelte das ganze Kartenspiel an den Tisch. Zunächst warf er das Würfelpaar ins Feuer, und ewige Enthaltung des Spiels gelobend, strich er seinen Gewinnst ein, und that einen tiefen Zug aus dem vor ihm stehenren Becher warmen Weins.

„Nun, Meister Geronimo," sagte der Kapaunbezwinger, „Ihr habt genug gewonnen für eine Nacht, dächt' ich. Ihr braucht Euch nicht so zu ereifern über die Karten."

„Ich will mich ereifern über Alles," rief der Italiäner mit einem furchtbaren Fluche. „Nichts soll mir in den Wurf kommen, ohne meine Wuth zu fühlen."

„Natürlich, unsern edeln Herrn von Masseran ausge-

nommen," versetzte der Andere. „Ei, der fährt Euch durch den Sinn, und Ihr nicht ihm, Meister Geronimo."

„Wie kommt Ihr zu dieser Sprache?" fragte der Andere keck, nach dem Schwert greifend.

„Bleibt doch ruhig," sagte Jener begütigend, „bleibt ruhig. Wir sind ja nur für Eine Nacht hier zusammen, Ihr nach Paris gehend, wir dort herkommend, und so dächt' ich, wir könnten ohne Zank mit einander verkehren. Wie verließt Ihr unsern guten Herrn? Wie hat er die langen drei Monate verlebt, seitdem er von Paris geschieden?"

„Ihr sagtet, ich wagte nicht ihm in die Quere zu kommen?" wiederholte Geronimo, zu dem verletzenden Punkte zurückkehrend, „und warum spracht Ihr so? — Ist das in Eurem eigenen Kopfe gewachsen, so schneid' ich Euch den Hals ab."

„Wenigstens wär' es nicht das Erstemal, daß Ihr so thätet," war die trockene Erwiederung. „Aber mir schneidet Ihr den Hals nicht ab, denn zeigt Ihr kaltes Eisen, so ruf' ich den Wirth und die Hellebardiere herein. Warum ich es aber sagte? nun, wenn Ihr es wissen wollt, so hört. Aus keinem andern Grunde sagte ich es, als weil ich mit ansah, wie er Euch mit einem einzigen gestrengen Worte zum Zimmer hinaustrieb und zwar kurz ehe er, Ihr und die Andern die Heimreise antraten."

„Es wäre wohl besser, er triebe mich nicht mehr hinaus," murmelte Geronimo mit einem zweiten, schrecklichen Fluche zwischen den Zähnen. „Er hat mehr Grund, mich zu fürchten, als ich ihn. Wollt' ich, ich könnte eine Ge-

schichte von ihm erzählen, die seinen Kopf so hoch erheben würde, als Montfaucon, wie ihr Franzosen zu sagen pflegt. Aber nichts mehr davon! Ich könnte ihm auch eines Tages ein Schlaftränkchen beibringen. — He, noch mehr Wein! Der böse Feind über den Burschen! er denkt, wir sind kleine Kinder und trinken aus Breilöffeln."

„Aber sagt, Geronimo," begann der Andere, recht gerne die Unterhaltung wechselnd, „wie habt Ihr denn, Ihr und der gnädige Herr und die Andern, den Winter verlebt in Savoyen?"

„Nun, wir haben ja die Festungswerke errichtet," erwiederte Jener, „haben Soldaten angeworben, Wölfe gejagt und fünfe von Corse's Bande baumeln lassen. Die fingen wir wie Rebhühner in Einem Garn, als sie den Bauern des alten Gandelot Schenke aufgraben halfen, die beim letzten Lavinenstrom verschüttet ward."

„Ich meine von zehn gehört zu haben," sagte der Andere. „Sicherlich knüpftet Ihr zehn auf, nicht so?"

„Ja wohl, zehn," versetzte Geronimo, „denn wir henkten Alle, die wir fanden, zum Beweise unserer Unpartheilichkeit. Aber fünfe davon waren Bauern."

„Da wär's besser, Ihr bliebt außer Corse's Bereich," sagte der Andere.

„Ich möcht' ihn aber in meinem Bereich haben," antwortete Geronimo, „bald sollte er mir an einer Dachrinne hängen, sollte mir von der Rinne herab baumeln."

Ein ungläubiges Kopfschütteln war die Antwort des Andern, gefolgt von einem scheuen Blicke in der Runde herum,

nach Art des von einer Geistergeschichte erschreckten Dörflers. Endlich sagte der Vorsichtige: „Corse de Leon ist wahrhaftig nicht so leicht abgefertigt. Lieber wollt' ich meine rechte Hand auf den Block legen und mir abhauen lassen, als ihm solchen Grund zur Rache gegeben haben. Das vergißt er nicht, verlaßt Euch darauf.“

„Nun so mag er dessen gedenk seyn, er soll Grund genug dazu haben!“ erwiederte Geronimo mit einem Bramarbasgesichte. Aber dennoch, trotz Wein und allem Uebrigen gab sich deutlich zu erkennen, daß die üble Prophezeihung seines Gefährten ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt hatte. Er verfiel in ein düsteres Brüten, schwatzte von andern Dingen, wußte allerlei von seines Herrn Reden und Thaten seit seiner Rückkehr nach Piemont zu sagen, z. B. wie sein Gebieter es nöthigenfalls mit dem Marschall von Brissac aufnehmen könne ꝛc. Dabei sprach er fortwährend dem warmen Weine zu, bis seine Augen ganz starr wurden, dann richtete er sich mit großer Anstrengung vom Sitze auf, segelte mit unstetem Schritte der Thüre zu, und humpelte die Treppe hinauf nach seinem Lager.

Nach einer in trunkener Fieberhitze zugebrachten unruhigen Nacht wachte Geronimo frühzeitig auf, gerade noch recht, um die Hufschläge eines von der Schenke abgehenden Pferdes zu vernehmen. Er fuhr aus dem Bette, in der Meinung, es sey sein Kamerad vom vorigen Abend, der seine Reise nach Sovoyen fortsetze. Dem war aber nicht so, und als er den Kopf zum Fenster hinausstreckte, konnte er nichts sehen, als einen einzelnen Reiter, der sich auf der Straße

nach Paris entfernte. Er warf sich eilig in die Kleider, stieg in den Hof hinunter, und ließ sich von einem Stalljungen einige Eimer Wasser über Kopf und Nacken gießen. Obgleich kaum genügend, die dichte, schwarze Lockenmasse seines Hauptharres zu durchdringen, war die Taufe doch geeignet, die von dem Rausche der letzten Nacht zurückgebliebene Fieberhitze zu mindern.

In dieser Beschäftigung trat sein Kamerad vom vorigen Abend, wie wir gesehen gleichfalls im Dienste des Gebieters von Masseran, mit finsterem, bedeutungsvollem Lächeln zu ihm, und als sich der Junge entfernt, begann er: „Eine gute Gelegenheit ist Euch diese Nacht entwischt, Geronimo.“

„Wie so, wie so?“ fragte der Italiener, „ich gewann jedes Spiel bis auf Eines.“

„Von den Karten ist nicht die Rede,“ antwortete der Andere. „Hört! diesen Morgen war ich früh auf, schon vor Tag, und eine halbe Stunde nachher hör' ich Jemand leise die Treppe herunterkommen. Ein Pferd ward vorgeführt und ich sprang aus dem Haus, zu sehen, wer es wäre. Der Mann saß schon im Sattel, aber als er, den Morgengruß des Wirths erwiedernd, sich umkehrte, konnte ich ihm ins volle Gesicht sehen, und trug jemals einer die Züge Corse de Leons, so war's der Reisende. Ich sah ihn schon einmal,“ fuhr er, die schnelle Bläße auf Geronimo's nachdenklichem Gesicht wahrnehmend, fort, „ich sah ihn schon einmal, als ich noch in Graf Meyrand's Dienste war — wo wir den Scheinangriff auf unsern guten Herrn von Masseran und das Fräulein machten, und sie fort führten — Ihr

erinnert Euch wohl noch — die wirklichen Räuber kamen über uns, und nahmen sie uns, den scheinbaren, wieder ab."

„Ja wohl erinnere ich mich," erwiederte Geronimo, „denn im ersten Tumult stieß ich dem jungen Gelbschnabel das Schwert durch den Leib, der sich um Jungfer Margarethen, Fräulein Isabellens Mädchen, bewarb. Da gab Keiner Acht, ob der Stich von vorn oder hinten kam, die Sache war abgemacht, für mich genug."

„Gewiß," sagte der Andere in hartnäckigem Festhalten des Themas, das, wie er wohl sah, seinem Gefährten nichts weniger als angenehm war, „es sollte mich nicht wundern, wenn dieser Gesell, Corse de Leon, gestern Abend unser Gespräch mit angehört hätte, und Euch nun aufpaßte, Herr Geronimo. Er hat den geraden Weg nach Paris eingeschlagen."

„Welchen Weg?" fragte Geronimo, mit der Miene affectirter Gleichgültigkeit; „ich gehe ihm nach."

„O," sagte der Andere, „er hat wohl nur Einen Weg zu nehmen, denk' ich. Ueber Moulins geht er gewiß nicht, der wäre zu öffentlich, und überdieß sagt mir der Wirth, daß er sich in der Richtung nach Neuville entfernt hat, gerade dieselbe, die Ihr auch nehmt."

„Folgen wir ihm, Ihr und ich?" fragte Geronimo. „Wollen wir ihn lebend oder todt einliefern? Sein Kopf wiegt tausend Kronen, aufs Niedrigste geschätzt."

„Bewahre, ich nicht," sagte der Andere, „zu solcher Expedition hab' ich wahrlich keine Zeit. Ihr wißt, der gnädige Herr schrieb uns, eilig zu kommen. Ihr könnt ihm ja

allein nachgehen, Geronimo. Ihr seyd gerade der Rechte, das Schwert mit Corse de Leon zu kreuzen.“

„Ihn zu suchen geh ich nicht von meinem Wege ab,“ erwiederte der Bravo, „aber kommt er mir in den Weg, dann ist es was anderes.“

„Schon gut,“ meinte der Andere, „schon gut. Wir begleiten Euch eine Meile auf der Straße, sobald wir das Frühstück genommen. Es ist für uns kein sonderlicher Umweg.“

Geronimo schien zweifelhaft, ob er auf den Vorschlag eingehen solle, denn er mochte halb und halb geneigt seyn, seine Marschroute abzuändern und der Savoyischen Seite der Rhone den Weg über Moulins vorzuziehen. Bei nochmaligem Ueberlegen aber leuchtete ihm ein, daß es, falls ihm Corse de Leon wirklich aufpaßte, um einige gute Begleiter doch gar kein übles Ding wäre, auch traute er seiner Beredsamkeit zu, sie zu einem verlängerten Geleite bewegen zu können. Jedenfalls aber ließ sich nicht verkennen, daß er sein Frühstück äußerst langsam expedirte, und sich auch nachher noch allerlei kleine Beschäftigungen machte, welche die Abreise so lange verzögerten, bis die andern ungeduldig wurden. Endlich nachdem ein Zeitraum von mehr als einer Stunde auf solche Weise verloren gegangen, setzten sich Geronimo und die andern Diener des Herrn von Masseran zu Pferde und ritten ihres Wegs. Kaum aber waren sie auf der Straße von Neuville soweit gekommen, daß unser Bravo ohne die Anerkenntniß seiner Furcht vor dem furchtbaren Räubernamen nicht wohl zurückkonnte, so veranlaßte der

boshafte Kamerad die Uebrigen mit ihm umzukehren, und sie wandten sich, trotz aller Bitten, und ließen Geronimo einsam seine Straße ziehen.

Dieser ritt langsam fürbaß, sorgfältig alle Gegenstände visirend, die vor ihm auf dem Wege lagen, allein trotz alles Zögerns sah er zuletzt in kurzer Entfernung jenseits Neuville einen Reitersmann vor sich auf der Straße, der es ihm an Langsamkeit noch zuvorthat. Der Mann ritt gerade eine der kleinen Anhöhen hinan, welche in diesem Theil des Landes häufig vorkommen, und ungeachtet der beträchtlichen Entfernung, die dem Italiener die deutliche Erkennung eines Gesichtszugs oder auch nur der körperlichen Umrisse ganz unmöglich machte, stellte sich seiner Phantasie doch alsbald der leibhaftige Corse de Leon dar.

Um so weniger Eile hatte Geronimo, jenen einzuholen, vielmehr nahm er sich vor, bei der ersten passenden Stelle über die Saone zu setzen. Unglücklicherweise mußte es sich fügen, daß auf der Anhöhe eine kleine Schenke zum Vorschein kam, und im Augenblicke, da Geronimo einen kleinen, das Saonethal durchschneidenden Bach erreichte, sah er den Reitersmann vor der Schenke stillhalten. Ein Knabe sprang zu und ergriff den Zügel, aber der Reiter stieg ab und trat ins Haus.

Auch Geronimo hielt stille und fragte sich, was zunächst zu thun wäre. Anfangs dachte er, so schnell als möglich vorüberzureiten und in Trevoux den Fluß auf einem Nachen zu passiren, bald aber kam ihm ein tapferer Gedanke, nämlich der, geradezu nach der Schenke zu gehen, Corse de Leon

als notorischen Räuber anzugeben, und den Beistand des Wirths und seiner Familie zu dessen Verhaftung aufzurufen. Eine mehrfache Erwägung ließ ihn diesen Plan wieder aufgeben. Einmal ging das allgemeine Gerücht, Corse de Leon reise nie, ohne Hülfe zur Hand zu haben, auch war bei manchen Gelegenheiten die Erscheinung von Helfern und Beiständern so unerwartet, so wundervoll gewesen, daß die abergläubischen Leute in Savoyen sich zu der Ansicht bekannten, der Räuber stehe mit einem gewissen höllischen Genossen im Bunde, dessen Ubiqaität sich in Allem kund gibt. Sodann konnte dem Italiener nicht entgehen, daß die Leute auf beiden Seiten der Saone in dem unbestrittenen Rufe eines gelegenheitlichen Hangs zur Plünderung, bezüglich der den Fluß herabkommenden Boote, standen, und hieran knüpfte sich gar leicht die Folgerung, Corse de Leon könnte möglicherweise in dem Gastwirthe selbst einen intimen Verbündeten haben.

Es gab aber noch einen Ausweg, zu dem sich Geronimo endlich entschloß. Den kleinen Bach entlang, dessen wir eben gedachten, zog sich ein hübscher Fußpfad hin. Zwar wußte Geronimo trotz seiner genauen Bekanntschaft mit der ganzen Umgegend in der Nähe von Chambery nicht gewiß, zu welcher Stadt, welchem Dorf oder Gehöfte dieser Pfad führte, jedenfalls aber war anzunehmen, daß er nicht fern von Loyes oder Chalamont auslaufen mußte. Noch gewisser aber war ein anderer, sehr wichtiger Punkt, der nämlich, daß ihn der Pfad dem Corse de Leon aus dem Wege brachte. Nach augenblicklichem Besinnen, begleitet von einem wohl-

gefälligen Blicke auf eine hübsche Baumreihe, die selbst in ihrem etwas nackten Zustande den Pfad auf eine gewisse Entfernung verhüllte, lenkte er sein Perd rechts ab, und trabte weit vergnüglicher fürbaß, nachdem einmal die Hochstraße nach Trevoux seinem Gesichtskreise ferne lag. Zwar stieß er auf einige Hemmnisse, denn dieser Landestheil ist mit breiten Gräben, Pfützen und Sümpfen bedeckt, aus denen verschiedene kleine Bäche in die Rhone, Saone und Ain auslaufen. Zudem ist die Gegend ziemlich verlassen, damals zwar, dürfen wir uns des Ausdrucks bedienen, mit hohen Bäumen und dichtem Buschwerk wohl bevölkert, um so spärlicher aber mit menschlichen Wohnungen, so daß der Anblick eines Menschengesichts ein Segen war, dem Wanderer nur selten beschieden.

Inzwischen kümmerte das Geronimo nur wenig. Allmählig wurde ihm die Gegend aus einzelnen Merkmalen bekannter, und über dem beruhigenden Gefühl, Corse de Leon weit hinter sich zu haben, kehrte sein Selbstvertrauen zurück, daß er zuletzt kaum zweifelte, er würde, falls er den Räuber getroffen und mit ihm zum Streit gekommen wäre, die Oberhand behalten haben. Ja zuletzt steigerte sich sein Selbstgefühl zu einem gewissen Grade von Bedauern, daß er nicht auf der Landstraße geblieben, und sein eigen Leben daran gesetzt habe, die tausend Kronen zu gewinnen, die nach der allgemeinen Annahme mit des Räubers Kopf zu verdienen waren.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen, als er einen der erwähnten breiten, klaren Teiche erreichte. Es war in

der Nähe des kleinen Weilers Chalamont und des Dorfs Marlieux, etwa eine Meile von der Stelle, wo der Weg von Trevoux nach Bourg in die Montlueler Landstraße ausläuft; auf der Abendseite war der kleine See durch eine dichte Baumwand geschützt und die untergehende Sonne, einen verlängerten Schatten auf den Wasserspiegel werfend, ließ zwei Drittheile des letztern in tiefer Dunkelheit, während die beleuchtete Stelle von all den prächtigen Farben erglühte, die den südlichen Himmel in der letzten Halbstunde des Tages vergolden.

Es ruhte eine unbeschreibliche Stille, Größe und Einsamkeit auf der feierlich anmuthigen Scene. Da war keine lebende Creatur zu sehen, außer wenn etwa ein wildes Wasserhuhn, durch den unvermutheten Anblick des Italieners aufgeschreckt, sich wenige Zoll über den Wasserspiegel erhob und schnell in das Dunkel des Schattens schlüpfte, einen langen, glizernden Lichtstreif auf der durch Schwingen und Füße bewegten Fläche hinter sich herziehend. Da war auch keine Spur menschlicher Fußtritte zu sehen, kein Laut ließ sich hören, als etwa der winterliche Schrei eines Baumhackers, der dahin schwirrend seine ungestörte Einsamkeit zu belachen schien.

Wohl hatte Geronimo keinen Sinn für die Schönheit der Natur, und doch entgieng ihm das Feierliche derselben nicht ganz, denn dergleichen Scenen haben nun einmal Etwas, das zu jedem Herzen, ob gut oder böse, leicht oder schwer, spricht, ein Etwas, das über die bloße Tagsexistenz hinausgeht. Bald beschwören sie in uns Erinnerungen an

die Vergangenheit herauf, oder sie machen Gedanken an die Zukunft rege, jedenfalls veranlassen sie uns in irgend einer Weise zum Nachdenken — zum Nachdenken, dem schweren Peiniger des Bösen.

Gar manche Dinge herbergten in der Brust unseres Reitersmanns, die vor der Geißel des Gedankens erbebten, und er wollte gerade, um diesem Eindrucke zu entgehen und einen Ruheplatz für die Nacht zu gewinnen, dem ermüdeten Pferde beide Sporen geben, als mit einemmal, wie aus der Tiefe des Waldes hervor, ein hoher Mann zu Roß des Wegs gegen ihn herkam, und der leibhaftige Corse ihm gegenüberstand.

Der Italiener schrack zurück, als hätte er eine Schlange berührt, und die Wahrheit zu sagen, der Muth sank ihm bei dem Anblicke. Er war kein Feigling, gewiß eher Alles als das, überdieß war Blutvergießen sein Handwerk, aus Menschenleben machte er sich nicht des Geringste, dabei hatte er das volle Vertrauen zu seiner eigenen Kraft, war in Gefahren rasch, thätig, furchtlos. Aber fast Jedem begegnet es, daß er einmal auf seinem Lebenspfade einen Dritten trifft, vor dem sich sein Geist beugt, vor dem sein Muth sinkt, den er fürchtet selbst ohne gegründete Ursache, vor dem selbst der höhere Genius verzagt, wie etwa der des Antonius vor Octavius. Dasselbe war der Fall bei Geronimo, Corse de Leon gegenüber. Der Italiener haßte den Räuber, aber er fürchtete ihn auch; ja es war Corse vielleicht der einzige Mann, den er fürchtete. Ihm hätte der Wahrsager dieselben

Worte zurufen können, die er Antonius zu Theil werden ließ:

„Der Geist, der Dich beseelt,
Wohl muthig ist er, hoch, und unvergleichlich
Von Cäsar fern, doch neben ihm erbleicht
Dein Genius."

Jeder Gedanke an Flucht war nun vergeblich, es blieb ihm nichts, als zu kämpfen. Er machte sich keinen Augenblick Hoffnung, der Räuber werde ihn unbehelligt ziehen lassen, noch weniger schmeichelte er sich, wie vielleicht Manche gethan hätten, Corse, den er nur einmal und auch dann nur einen Augenblick gesehen, werde sich seiner nicht mehr erinnern.

Hätte er aber auch dergleichen Illusionen Raum gegeben, sie wären im Augenblicke zerstört worden, denn Corse hielt wenige Schritte vor ihm das Pferd an, und sagte, den ruhigen, höhnischen Blick auf ihn gerichtet: „Ich habe mich lange nach Euch umgesehen! Sitzt ab!"

„Das will ich nicht," erwiederte der Italiener, „warum sollte ich Das?"

„Weil," war die Antwort, „Ihr einen gar langen Umweg machtet, wodurch Ihr mich dasselbe zu thun zwangt. Ihr habt den schlechtern Weg gehabt, und ich habe überdieß seither mein Pferd gewechselt, so daß das Eure das müdere ist. Steigt daher ab, sag' ich, und zwar schnell! Es braucht ein ander Thier an unserem Geschäft Theil zu nehmen," und damit sprang er selbst vom Pferde.

Der Andere that langsam, wie ihm befohlen war, aber

als er das Bein aus dem Bügel schwang, sah ihn Corse de Leon mit der Hand nach dem Busen fahren. Im nächsten Augenblick duckte sich der Italiener hinter seinem Pferde, ein Blitz flackerte auf, im Nu von einem Knall gefolgt, und des Räubers Pferd stürzte mit gelösten Gliedern zusammen. Aber ehe der Schuß das Thier erreicht, war er Corse de Leon vorn an der Brust durchs Wamms gedrungen, und hätte sich dießmal die Hand des Bravo so fest erwiesen, als gewöhnlich, wären die Tage seines Gegners sicherlich zu Ende gewesen. Dieser war mit gewohnter, furchtloser Kühnheit auf der dem Italiener zugekehrten Seite vom Pferde gestiegen.

Dießmal aber hatte Furcht ihr Werk an Geronimo gethan, denn seine Hand, die selten, wenn je, das Ziel verfehlt, zitterte beim Feuern. Kaum sah er Corse de Leons Pferd hinter seinem feststehenden Herrn fallen, so stieß er einen furchtbaren Fluch über sein eigen Haupt wegen seiner Thorheit aus, und sein Herz zum letzten, schrecklichen Kampf ermannend, zog er das Schwert und ließ den Zügel fahren.

Aber nur um so wilder entbrannt durch den letzten, verrätherischen Akt war Corse de Leon im Augenblick über ihn her. Auf beiden Seiten fielen die Mäntel, Beide waren nach damaliger Sitte mit Schwert und Dolch bewaffnet, überdieß hingen zwei gewichtige, geladene Pistolen an des Räubers Sattelbogen.

„Du sollst den Kampf mit gleichen Waffen haben, gedungener Schlächter,“ rief Corse, indem er mit dem Stoße des Adlers auf seinen Gegner stürzte; „ehrlichen Kampf

sollst Du haben, obwohl Du ihn nicht verdienst. Nun laß sehen, wie Du Corse de Leon zu bestehen wagst."

Kundig, wie er war, jeder Art von Waffen, an Gewandtheit es mit dem geschicktesten Gaukler von Profession aufnehmend, überdieß vertraut mit jeder Finte, jedem Schritt, jeder Wendung, jeder Vorsicht, die unter italienischen Fechtern — damals den berühmtesten in Europa — im Schwange, dazu stark, jung, unternehmend, und um sein Leben kämpfend, war Geronimo dennoch Corse de Leon so wenig gewachsen, als ein Fuchs dem Löwen. Das fühlte er selbst auch im Augenblick, wohl erkannte er, daß er mit all seinen Anstrengungen höchstens den Kampf in die Länge ziehen, höchstens die verzweifelte Hoffnung auf einen glücklichen Wurf, einen Fehltritt, ein zufälliges Ausgleiten des Gegners, um wenige Minuten länger hinhalten konnte. Die Haltung Beider drückte den Abstand ihrer Kräfte, ihrer Kunstfertigkeit vollkommen aus. Der Italiener, sich vertheidigend, stieß mit hart verbissenen Zähnen und trotzigem, lebhaft bewegtem Auge zu, Corse de Leon dagegen trieb ihn längs der Straße um das todte Pferd herum vor sich her, bald ihn gegen den Rand der Höhe, bald gegen den des Wassers drängend, zwar mit ernster Stirne und leuchtendem Blicke, aber stets mit dem ruhigen Lächeln des Hohns auf der Lippe, das die völlige Verachtung seines Gegners ausdrückte.

Aber trotz seiner Ueberlegenheit und obgleich die Spitze seines Schwerts fortwährend um die Klinge des Gegners spielte, als wäre es ihm bloßer Zeitvertreib, auch je

zuweilen an der Brust des Italieners auf einen Zoll weit vorüber fuhr, ließ er letzteren dem in jeder Sekunde drohenden Tode immer wieder entgehen. Der Bravo merkte das grausame Spiel, die geistige Tortur, die lang vor dem entscheidenden Streich alle Qualen des Todes immer und immer wieder über ihn brachte. Endlich wurde ihm die Pein unerträglich, er fiel heftiger aus, man könnte sagen sorgsam bemüht, den Kampf auf irgend eine Weise zu Ende zu bringen, zuletzt aber wandelte ihn wieder eine schwache Hoffnung an. Vielleicht, meinte er, wäre es dem Räuber nur um den Sieg zu thun, seines Lebens würde er schonen, und nun rief er in ziemlich unterwürfigem Tone: „Ihr nehmt Eures ganzen Vortheils nichtwahr, edler Herr! Was wollt Ihr denn von mir?“

„Das sollst Du alsbald vernehmen,“ erwiederte Corse, und im Augenblick fühlte der Italiener eine tiefe Wunde in der Schulter, daß Arm und Seite im Blute schwamm. „Nun,“ rief Corse strenge, „sag' mir, wer war's, der Heinrichen von Brienne erschlug?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Andere verstockt, das Schwert sinken lassend und vorsichtig einen Schritt zurücktretend. „Ich weiß nicht! — Bernhard von Rohan, denk' ich.“

„Denkst Du?“ erwiederte Corse de Leon mit strengem Blicke. „Hältst Du wirklich die Natur für falsch genug, Dich eine so schmähliche Lüge ausstoßen zu lassen, ohne die Widerlegung auf Deine verstockte Stirne zu zeichnen? Dein Leben ist in meiner Hand, und nochmals fordre ich Dich zur Wahrheit auf. Du kannst mich nicht täuschen, denn ich weiß,

Du warst allein mit Heinrich von Brienne im Augenblicke des Bubenstücks. Nochmals frag' ich Dich: „tödtetest Du ihn? und wenn so, willst Du Zeugniß ablegen gegen den Mann, der Dich anstiftete?“

„So wahr ich Erlösung hoffe und an die heilige Mutter glaube,“ sagte der Mann, „ich schlug ihn nicht.“

„Wer that es denn?“ fragte der Räuber heftig. „Du warst der Gehülfe, wenn nicht der Thäter. Antworte, sag' ich, ich will es wissen.“

„Und wenn ich es sage, schont Ihr meines Lebens?“ fragte der Andere. „Schont Ihr meines Lebens, und laßt mich frei meines Weges ziehen.“

Corse de Lons Auge haftete rollend auf dem Italiener, er lehnte sich auf sein Schwert und ein heftiger, innerer Kampf drückte sich auf seinen Zügen ab. Endlich erwiederte er: „Nein, ich verspreche nichts, Schlächter, ich verspreche nichts. Du schuldest mir viel Blut, aber jedenfalls sey gewiß, gestehst Du nicht, so stirbst Du in dieser halben Stunde.“

„So nimm's auf einmal!“ rief Geronimo, und mit einem der ungeheuren Sätze, in denen sich damals seine Nation auszeichnete, den Zwischenraum überspringend, suchte er seinem Gegner den Dolch ins Herz zu stoßen.

Aber er kannte seinen Mann nicht; ehe er den Streich führen konnte, hatte ihn Corse mit der Rechten am Handgelenke ergriffen, mit eisernem, unwiderstehlichem Drucke, und der Dolch in der Linken des Räubers drang in des Italieners Schulter, daß dieser vor wüthendem Schmerze sich

krümmte. Corse de Leon warf ihn rücklings auf den Sand und alles Bewußtseyn schien dem dunkeln Auge des Bravo zu entweichen, der nach augenblicklichem Ueberwälzen in der Agonie des Schmerzes plötzlich zusammenschauderte, und dann ganz ruhig liegen blieb.

Der Räuber stieß ihn mit dem Fuße auf die andere Seite, warf einen Blick auf die Wunde, legte ihm die Hand aufs Herz und murmelte: „Hoffentlich hab' ich nicht getödtet! wenn so, haben wir den Schlüssel auf immer verloren.“ Bald aber stand er lächelnd auf mit den Worten: „Er ist nicht todt! Es ist nur der Schmerz! bald wird er wieder auf den Füßen seyn.“ Und nun nahm er sich den Gürtel ab und band damit dem Bravo die Arme fest auf den Rücken zusammen. Dann stieß er das eigenthümliche, laute Pfeifen aus, und in wenig Minuten hielten zwei Berittene neben ihm. Nur wenig Worte wurden gewechselt, und noch war die nächste Viertelstunde nicht vorüber, als der Kampfplatz sich seiner frühern Einsamkeit zurückgegeben sah. Von dem ganzen Vorfall blieb keine Spur zurück, als hie und da eine dunkle Blutlache, und des Räubers todtes Pferd, des Reitzeugs entkleidet.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wäre dieß Werk ein Roman statt einer wahrhaften Geschichte, so hätten wir uns vielleicht zu entschuldigen ob

unserem Uebergang von ergreifenderen Scenen zu dem trockenen Detail der Politik, den Bewegungen der Heere, und zu Hofintriguen. Inzwischen wollen wir möglichst kurz bei diesem politischen Thema verweilen, das selbst in der wahrsten Geschichte, mit den Bewegungen des menschlichen Herzens, den Anstrengungen des menschlichen Geistes, den Fortschritten des menschlichen Verstandes verglichen, nur von geringem Belang ist.

Während des Herbstes 1558 und im Winter und Frühlinge 1559 dauerten die schwierigen Unterhandlungen fort, die endlich mit dem europäischen Frieden von Chateau-Cambresis endeten. Gaben sich aber bis dahin beide Parteien die äußerste Mühe, ihre Angelegenheiten im Kabinet auf jede mögliche Weise zu fördern, so wurde zu gleichem Zwecke auch im Felde nichts versäumt, und der unsterbliche Name „Guise“ erwarb sich neuen Ruhm durch Vertheidigung der französischen Nordgränze, auf welche die Verdrängung des Feinds über die alt hergebrachte Landmark hinüber erfolgte. So wußte der große Feldherr den Schild seiner Tapferkeit und Kriegskunst zwischen den Thron seines Monarchen und einem bis dahin siegreichen Feind wirksam in die Mitte zu pflanzen.

Aber die Truppen, welche ihn zu Ausführung so großer Thaten in den Stand setzten, wurden aus Savoyen und Piemont gezogen, und die dortigen französischen Eroberungen blieben allem Anschein nach der Willkür des Feindes Preiß gegeben. Mit einer Handvoll Leute stand der Marschall von Brissac der ganzen Macht des Hauses Oestreich,

der Politik Philipps und Ferdinands, den Ränken tausend italienischer Diplomaten, der Verrätherei einer Unzahl kleiner Souveräne, deren Tücke einzig in ihrer Arglist lag, gegenüber.

Allein Brissacs Thätigkeit, Geschicklichkeit und Muth wußte all diesen Uebelständen die Spitze zu bieten. Er bestand den Feind überall, wo er ihn in Waffen fand, erschien plötzlich auf Punkten, wo man ihn nicht erwartete, und machte mit kühner Entschlossenheit Unterhandlungen zu nichte, die man in das Dunkel des Geheimnisses begraben dachte. Allerdings konnte er dem geheimen Verkehr, den die Häuser Oestreich und Savoyen mit den kleinen Souveränen eröffnet, nicht überall ein Ziel setzen, aber bald hielt er den Abfall ab durch Gewalt, bald durch Drohungen, bald durch Geld. So gelang es seiner außerordentlichen Energie im Verein mit der Thätigkeit und Tapferkeit seiner Umgebung, den ganzen seiner Obhut anvertrauten Strich Landes gegen alle Bemühungen der gewandten Gegner zu behaupten.

Bei einigen Gelegenheiten ergriff er sogar die Offensive, obwohl immer mit defensiver Absicht, und bezwang Städte und Festungen, die als Außenposten zum Schutze Piemonts dienen konnten. Mehrere dieser Ueberfälle wurden bei Nacht ausgeführt und zwar immer durch Freiwillige, die möglichst kurze Zeit vor der Unternehmung aufgerufen wurden. In solchen Fällen trat im Verlauf des Winters und Frühlings 1559 die zum Sturm bestimmte Mannschaft scheinbar ohne Führer den Marsch an. Das erstemal

stellten sich die Leute darüber etwas stutzig und besorgt, und die Offiziere selbst erlaubten sich nach dem Anführer zu fragen. Die Antwort war eine Ermahnung zur Ruhe, da es ihnen im Augenblicke des Angriffs an tüchtiger Führung nicht fehlen werde. Einige flüsterten sich zu, Brissac möge wohl selbst voraus seyn, Andere meinten, wenigstens werde er schnell hinterher kommen. Als aber der Sturm wirklich begonnen, stand eine Gestalt, höher und kräftiger als der Marschall, an ihrer Spitze, feuerte sie mit Worten an, die alle mit Eifer und Entschlossenheit erfüllten, und führte sie mit einem Grade von Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Kühnheit, der, jeden Widerstand beseitigend, dem Sieg zu befehlen schien.

Die ausdauernde Entschlossenheit, der wilde Muth dieses Führers war das Thema, das sich über Aller Lippen ergoß. Wo Lanzen splitterten, Schwerthiebe am dichtesten fielen, hart vor dem Rohre der knallenden Arquebuse und vor der Mündung der Kanonen sah man diese Gestalt, oft von Niemand als von Feinden umgeben. War der Sieg gewonnen, der Platz erstürmt, die Gewalt Frankreichs festgegründet, so verschwand der Unbekannte, um nicht wieder zu erscheinen, als bis der wilde Streit auf einer andern Seite sich entflammte, und dieselben Thaten nochmals zu verrichten waren.

Er trug die gewöhnliche Rüstung jener Zeit, aber seine Züge enthüllten sich vor Niemand. Einige schwuren, diese Stimme schon gehört zu haben, Andere erinnerten sich solcher Thaten auf früheren Schlachtfeldern, aber Keiner

weigerte sich, ihm zu folgen, Keiner nahm Anstand, sich seinem Befehle zu fügen. Der gemeine Mann hielt ihn für den kühnen Engel des Kriegs, der ihn zu unzweifelhaftem Siege führe, und die Adeligen sahen die vergoldeten Sporen an seinen Stiefeln, und, über seinen Stand beruhigt, verlangten sie keine weitere Bürgschaft.

Die ganze Zeit über blieb Brissac, galt es nicht etwa mit gewohnter Energie eine ganz außerordentliche Gefahr zu bestehen, in seinem Hauptquartiere, von wo er, das Späherauge nach allen Seiten gerichtet, den Schlingen seiner tausend Gegner begegnete und sie vereitelte. Um die Zeit des erwachenden Frühlings, in die wir den Leser schon im letzten Kapitel eingeführt, ward des Marschalls Aufmerksamkeit durch einige Vorgänge in Savoyen, insbesondere bezüglich des Benehmens des Gebieters von Masseran, rege gemacht. Es hatte dieser die Festungswerke seines Kastells in der Nähe von Chambery verstärkt, auch einen andern Platz von noch größerer Wichtigkeit, der durch ein langes ins Mailändische auslaufende Thal mit seinem Hauptsitze in Verbindung stand, mit neuen Werken umgeben. In verschiedenen Zwischenräumen wurden Thürme errichtet, Barrieren und Brückenköpfe den Fluß entlang angelegt, und welche Absicht dem Beginnen des schlauen Italieners zu Grunde liegen mochte, so viel war augenscheinlich, er suchte sich in eine Lage zu versetzen, die ihn zum Herrn der Kommunikation zwischen den spanischen Besitzungen und den von Frankreich besetzten Gebietstheilen in Savoyen machte.

Man darf hiebei nicht außer Acht lassen, daß Masserans Gebiet der französischen Armee im Rücken lag. Zwar gab der Marquis die bündigsten Versicherungen, daß er all Das im Dienste und zum Frommen Frankreichs thue, allein der Marschall ließ ihm zu wiederholtenmalen die strengsten Befehle zukommen, von solchem Unterfangen abzustehen. Bisher hatten sich alle diese Einschärfungen nutzlos erwiesen, die Befestigungen hatten ihren Fortgang, und obwohl die Friedensunterhandlungen inzwischen so weit vorgerückt waren, daß über den wirklichen Abschluß in den nächsten Monaten kein Zweifel mehr obwalten konnte, lag doch ebenso klar zu Tage, daß Savoyen eine drohende Stellung einzunehmen suchte, um sich günstigere Bedingungen auszuwirken, und daß Spanien seine Vortheile so weit als möglich zu treiben suchte, während die französischen Bevollmächtigten an beiden Höfen ihre Zeit über diplomatischen Förmlichkeiten verloren.

Noch unzweideutigere obwohl minder zahlreiche Anzeigen waren vorhanden von der Absicht des Marquis von Masseran wenn auch nicht gerade die Sache Frankreichs ganz zu verlassen, doch die Interessen dieser Macht so weit zu verrathen, um bei der voraussichtlichen Wiedereinsetzung des Herzogs von Savoyen von diesem seinem alten Oberherrn für den frühern Abfall Verzeihung zu erlangen.

Derselbe unausgesetzte Kurierwechsel, welcher im vorigen Jahre Brissacs Aufmerksamkeit rege gemacht, hatte aufs Neue zwischen Masserans Schloß und dem Mailändischen begonnen. Die Dienerschaft des Marquis ward von

Paris zurückberufen, jeder Gegenstand von Werth, ihm gehörig oder seinen Ansprüchen als Gemahl der Gräfin Brienne zugänglich, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise nach Savoyen gebracht.

Mehrmals unterrichtete Brissac den König von Frankreich von diesen Vorgängen und bat um Erlaubniß, den Marquis als offenen Feind behandeln zu dürfen. Aber Heinrich, von der Aussicht auf einen baldigen Frieden hingerissen, war etwas sorglos geworden, und behandelte den Vorschlag kalt, indem er meinte, „es wäre unnöthig sich Feinde zu machen, wo sie nicht existirten.“

Doch bald kamen Brissac weitere Nachrichten zu, die ihn zu einem Zuge über die Berge bewogen, um das Benehmen Masserans mit eigenen Augen zu beobachten. Gandelots kleine Schenke war, wie der Leser bereits weiß, vor wenig Wochen durch eine Lawine vernichtet worden, aber mit der Hartnäckigkeit der Gebirgsbewohner waren Wirth und Wirthin, dem Einsturz entronnen, schon wieder mit dem Aufbau einer neuen Wohnung, ganz im Styl und in der Einrichtung der alten, und genau an dem vorigen Flecke stehend, beschäftigt. Das Werk wurde nach Kräften gefördert und eine große Holzhütte stand ganz fertig da, etwaigen Gästen in dieser frühen Jahrszeit hinlängliche Bequemlichkeit bietend.

Vor der Thüre dieser Wohnung hielt der Marschall von Brissac bei seiner Ankunft aus Piemont, und hier fanden sich zwei französische Offiziere bei ihm ein, welche sich seit einiger Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten. Die

Konferenz dauerte über eine Stunde; nach deren Beendigung schickte Brissac, der, wie wir finden, nur von fünf bis sechs Edelleuten begleitet war, eine Botschaft an den Marquis von Masseran, die, unter Vermeldung seiner Ankunft, um dessen Besuch in der Schenke bat.

Der edle Herr ließ nicht lange auf sich warten, und zwar erschien er an der Spitze eines zahlreichen, mächtigen Gefolgs. Von Seite Brissacs war der Empfang ziemlich kühl, er eröffnete dem Marquis den Zweck seiner Reise, welcher kein anderer gewesen, als die neuangelegte Festungslinie zwischen hier und dem Mailändischen zu besichtigen, daß ihn aber so eben eingelaufene wichtige Nachrichten zur unverweilten Umkehr nach Turin nöthigten.

„Deßhalb, Herr von Masseran," schloß er, „muß ich Herrn von Thermes, den Ihr bereits kennt, dieß Geschäft anvertrauen. Er wird sich unmittelbar nach meiner Heimkunft hieher auf den Weg machen, und da ihn nur zwölf Edelleute begleiten werden, seh' ich mich veranlaßt, einen Theil meiner Streitkräfte in die Nähe Eurer Besitzungen auf der jenseitigen Bergseite vorzuschieben. Es möchte somit die geringste Unbill, die ihm oder seinen Gefährten widerführe, wenig Stunden nach ihrer Verübung in vollem Maße gerächt seyn. Habt daher die Güte, ihn die Inspektion, welche ich einmal für nothwendig halte, ungestört vornehmen zu lassen, und ihm sicheres Geleite in mein Hauptquartier zu Turin mitzugeben."

Der Marschall war kein Freund von unnöthigen Worten, das wußte Masseran, daher verneigte er sich tief und

versprach pünktlichen Gehorsam, mit dem geheimen Vorbehalt, sich in seinem Benehmen nicht im Geringsten dadurch binden zu lassen. Schwer wär's zu sagen, was während dieser Unterredung in seinem Innern vorging, denn Brissacs Gefolge war so unbedeutend, daß hätte der Marquis einen Handstreich für passend gehalten, oder wäre er darauf gefaßt gewesen, er ihn in diesem Augenblick ohne Anstand, vielleicht mit voller Sicherheit, hätte ausführen können.

Bei manchen Gelegenheiten verdanken verwegene Menschen, und je zuweilen auch weise, mehr der Furcht und Unwissenheit ihrer Gegner, als eigenem Muth und Weisheit, und so verhielt es sich dießmal mit Brissac. Der Marquis ließ ihn ungekränkt, und kehrte auf sein Schloß zurück, und Brissac ging über die Berge und kam wohlbehalten in seinem Hauptquartier zu Turin an.

Kaum befand sich Masserans Gebieter wieder in seinen eigenen Mauern, so war er geneigt, sich selbst zu tadeln, daß er den Marschall habe entwischen lassen. Bei näherer Ueberlegung aber hielt er doch fürs Beste, also gethan zu haben. „Hätte ich," sagte er, „hätte ich wirklich der Versuchung Raum gegeben, so wäre allerdings ganz Piemont zur Verfügung Spaniens gewesen, aber vor Abschluß meines eigenen Handels hätte ich mich ja selbst dadurch Spanien in die Hände geliefert. Für den König von Frankreich wär's eine tödtliche, unversöhnliche Beleidigung gewesen, und waren Philipp und der Herzog nicht darauf gefaßt, oder hielten sie nicht für gerathen den Vortheil zu benützen, so wäre Tadel und Strafe allein über mich ergangen. Aber vor der An-

kunft dieses Herrn von Therm's muß und soll Alles im Reinen seyn, und irgend eine Bewegung Brissacs gegen meine anderweitigen Besitzungen gibt mir den gewünschten Vorwand seinen Gesandten festzunehmen und bis zu Schlichtung der Sache auf die oder jene Weise in strengem Gewahrsam zu halten. Der soll gewiß keinen Bericht erstatten, dafür will ich sorgen, namentlich keinen Bericht über diesen neuen Handel. Das ist ein schweres Spiel, sich durchzuwinden zwischen diesen beiden Ländern. Wäre das Mädchen todt, oder hätte sie das Gelübde gegeben am Altar, so möchte für mich das Gerathenste seyn treue Beobachtung des Bundes mit Frankreich; aber so lange sie lebt, muß ich mich an Savoyen und Spanien halten. — Wenn nur Meyrand käme! Ich könnte seinen albernen, eiteln Ungestüm benützen, sie ins Kloster zu treiben. Seine tolle Leidenschaft, sein gegenwärtiger Verzweiflungs-Paroxysmus macht ihn zu Allem fähig. — Wie albern von einem Mann, etwas zu lieben außer sich selbst! Sobald es mit einem dahin kommt, gibt er sich in die Gewalt des andern. — Wirklich, käme doch Meyrand! Der Thor ist zum bloßen Werkzeug herabgesunken, und läßt sich zu Allem gebrauchen."

Frägt man uns aufs Gewissen, ob Masseran wirklich dergleichen Worte gesprochen, so muß unsere Antwort verneinend ausfallen, denn er war zu klug, um selbst den leersten Wänden seine Ansicht zu predigen. Aber ohne Zweifel dachte er so, und die Worte ertönten in seinem Innern, wenn auch nicht von seiner Zunge, da ihn die moralische Vernichtung des unglücklichen Bernhard von Rohan im Vertrauen

auf seine Klugheit noch bestärkt, und er nun die feste Ueberzeugung hatte, diese könne und werde schließlich über Alles triumphiren. Aber Arglist webt fast immer ein Netz um sich her, das sie für Andere gemacht zu haben so gern sich überredet, während sie sich zuletzt selbst darein verwickelt. Da geht ein feiner Faden quer über den andern, um gerade hier vor der oder jener Gefahr zu sichern; die oder jene neue Masche soll dem Entwischen der Beute zuvorkommen, und Stunde an Stunde, Minute um Minute verwickelt sich das Gewebe immer mehr, ihm schwieriger auszuweichen wird, und die ganze Zeit über freut und rühmt sich die Arglist ihres Werks, nach Spinnenart gefallene, zerrissene Maschen ausbessernd, und sich einbildend, daß Alles zuletzt aufs Beste gerathen müsse.

Oft sogar wird das Vergnügen, das der Arglistige in Uebung seiner Praktiken findet, ihm zur andern Natur, so daß in vielen Fällen, abgesehen von diesem Vergnügen der zu erreichende Zweck mit dem Aufwande von Arbeit, Mühe und Sorgen in gar keinem Verhältniß steht. Der Gebieter Masserans jedoch wirkte seit seiner Heirath mit der Gräfin von Brienne auf zwei große ihm sehr wichtige Endpunkte hin, nämlich: Gewinnung der reichen, französischen Erbschaft seines Ehevorfahrs, soweit es der Habsucht, Intrigue und Verwegenheit möglich war, und Erpressung alles dessen von Spanien und Savoyen, was eine doppelzüngige, verrätherische Politik diesen Mächten in Folge der ihren italienischen Besitzungen von allen Seiten drohenden Gefahren abdringen konnte.

Zwischen ihm und der französischen Erbschaft stand nur noch eine Person — Isabella von Brienne. Dieses Hinderniß ließ sich auf dreifache Weise beseitigen: durch Tod, durch den Schleier, oder durch eine Heirath mit Graf Meyrand. Der Marquis wußte nämlich, daß Letzterer in seiner ungestümen Leidenschaft Alles für den Preis ihrer Hand aufzuopfern bereit war.

Ihr Tod war eine den Gedanken des ehrenwerthen Herrn nicht ganz fremde Kombination, aber so seltsam es klingt, trotz Allem, was der geneigte Leser weiß oder argwöhnen mag, fühlte der Marquis einen Widerwillen gegen dieses damals sehr gewöhnliche Auskunftsmittel.

Der Quelle dieser Abneigung nachzuforschen würde uns von unserem Gegenstand zu weit abführen. Furcht des Mißlingens mochte ihren Theil daran haben — ebenso die Schwierigkeit einer ganz verborgenen Vollziehung, verbunden mit der Besorgniß Spaniens und Savoyens Argwohn auf diese Fährte zu leiten. Das konnte nämlich diesen Mächten einen vielleicht nicht unwillkommenen Entschuldigungsgrund an die Hand geben, nach Benützung seiner Dienste ihm nicht nur keine Belohnung zu verwilligen, sondern wohl gar von ihrem Ansinnen an Frankreich, ihn für die Brienne'schen Güter gebührend zu entschädigen, abzustehen. Entschädigung und zwar eine Entschädigung nach dem höchsten Maßstabe war der große Endzweck, den er verfolgte, denn nie fiel es ihm im Traume ein, ein Vasall Frankreichs zu werden; sein ganzes Streben in dem Parteikampfe war vielmehr,

den Werth der Besitzungen, nicht aber dieselben in Natur zu bekommen.

So wendete sich denn Masserans Beherrscher mit seinen Entwürfen wieder dem Grafen Meyrand zu. Nicht daß er dachte, Isabella würde jemals diesem Herrn ihre Hand reichen, sondern weil er sie durch dessen fortgesetzte Verfolgung ins Kloster zu treiben hoffte; da ihr doch keine andere Wahl, als der Schleier oder eine Heirath mit Meyrand blieb. Um sich für den letztern unwahrscheinlichern Fall gehörig vorzusehen war Masserans nächste Aufgabe, sich durch ein Uebereinkommniß mit Meyrand das Eigenthum ihrer sämmtlichen Besitzungen zu sichern.

Wie er damit zu Stande kommen wollte, mögen diejenigen fragen, welche wissen, wie geschickt Isabelle ihre Flucht ins Werk gesetzt hatte, so daß ihr Zufluchtsort noch immer dem ganzen französischen Hofe unbekannt war. Allein Masseran hatte eine Spur entdeckt, oder glaubte wenigstens eine entdeckt zu haben, und es war nun seine Absicht, die Enthüllung des Geheimnisses zum Preise seiner Uebereinkunft mit Meyrand zu machen.

Unter so subtilen Entwürfen verging ihm der Rest des Tages. Gegen Abend kamen Briefe vom mailändischen Statthalter mit der Nachricht, daß die Stellung, welche Spanien in Folge seiner (Masserans) Manöver und des drohenden Zustands in Italien bei den Konferenzen anzunehmen vermocht, sich bereits mit bedeutendem Erfolg gekrönt sehe. Ein heiteres Lächeln beschlich des Marquis Züge, und er schickte eine Antwort ab, worin er dem Spanier

den Besuch Brissacs berichtete, und den ziemlich verständlichen Wink beifügte, daß es nun hohe Zeit seyn dürfte, ihm einen bestimmten Vortheil für seinen völligen Uebertritt auf die Seite Spaniens zuzusagen.

Am nächsten Morgen brütete er aufs Neue über diesen Planen, als ihm kurz nach dem Frühstücke die Ankunft des Grafen Meyrand gemeldet wurde, der, mit dreißig Bewaffneten vor dem Schloßthor haltend, um Einlaß bitte. Die zahlreiche Begleitung machte den Marquis anfangs stutzig, und verschwand auch bei Erwägung seiner eigenen Streitkräfte jede Gefahr im Fall ihrer Aufnahme, so hielt er es doch der Klugheit gemäß, auch hier keine Vorsicht zu sparen. Deßhalb ließ er den Grafen ersuchen, die Hälfte seiner Mannschaft nach dem etwa zehn Stunden weiter das Thal hinauf liegenden Schlosse Robeck zu entsenden. Meyrand zögerte keinen Augenblick, er erließ die nöthigen Befehle und zog mit dem Reste in den Schloßhof ein.

In der Haltung des Grafen gab sich keine Spur von Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zu erkennen; im Zimmer angelangt, sah er sich überall um, sich zu vergewissern, daß kein Dritter ihn höre, ergriff dann hastig Masserans Hand, und rief: „So habt Ihr denn ihren Aufenthalt ausspionirt — wahrhaftig, Ihr müßt Luchsaugen haben! — Und wo befindet sie sich?“

„Das nicht,“ erwiederte der Marquis, „ich hab' ihren Aufenthalt noch nicht ganz entdeckt, es bedarf noch einer ungeheuern Belohnung, ihn der betreffenden Person abzulocken.“

Der Graf sah ihn eine Sekunde mit verächtlichem Lächeln an. „Schon gut," sagte er, „ich verstehe. Nennt immerhin den Preis, sey es was es wolle, Ihr bekommt's, obwohl ich so ziemlich am Bettelstabe bin. Aber ich muß meiner Sache gewiß seyn, Masseran, dießmal ganz gewiß."

„Ihr geht auch dießmal ganz sicher," versetzte Masseran, „denn was ich verlange, ist nur bedingt, falls Eure Heirath wirklich vor sich geht. Doch ohne Umstände zur Sache! Ihr sollt mir alle ihre Rechte auf die Brienner Erbschaft abtreten. Dafür übernehme ich die nothwendige Belohnung, und Ihr habt Euch deßfalls mit nichts zu befassen. — Das Uebrige ist Eure Sache."

Meyrands Wange hatte, seitdem wir ihn zum letzten Mal gesehen, ziemlich an Farbe verloren, oder besser gesagt, sie war sehr bleich geworden, nun aber überzog sie sich für einen Augenblick mit sichtlicher Röthe, und er erwiederte, „Das ist ein großes Verlangen, Masseran. Indeß gebt mir das Papier, ich unterschreibe im Augenblick, denn das Uebrige ist, wie Ihr sagt, meine Sache, und ich bin nicht länger der alte Thor. Alle Scrupel, alles Schwanken ist von nun an von mir verbannt, ich verlasse mich einzig auf mich selbst, und nichts soll mich fürder in meiner Bahn aufhalten. Gleichwohl müßt Ihr mir an die Hand gehen, behülflich seyn, wenn auch nur in geringem Grade. Liefert sie mir einmal in meinen Griff! Gebt mir einen festen Zufluchtsort, wohin ich sie bringen kann, in genügender Entfernung von Frankreich und von französischer Herrschaft, um im Nothfall entwischen zu können! Schafft einen Priester

der „nein“ für „ja“ liest, und weiß sie sich vierundzwanzig Stunden zu halten, ohne mein Weib zu seyn, so nehmt mein Schwert und knickt es über Eurem Knie ab wie eine Gerte.“

„Das soll Alles geschehen nach Eurem Begehr,“ versetzte Masseran. „Schon hat sich ein Theil Eurer Leute nach dem Schlosse Robeck gewandt, dort könnt Ihr der halben Welt trotzen und nöthigenfalls über die Berge nach Mailand entrinnen. Auch ein Priester findet sich daselbst, für ein Dutzend Kronen zu Allem bereit. — Aber nochmals bedenkt Euch, Graf, wär's nicht besser, Ihr holtet des Königs Genehmigung ein, und ließt dem Ganzen seinen natürlichen Lauf?“

„Nein, nein,“ antwortete der Andere heftig, „ich sag' Euch, Masseran, nach Empfang Eures Briefs meldete ich dem Könige, daß ich sie aufsuchen wolle mit der Hoffnung eines guten Erfolgs, und bat um seine Einwilligung zu unverweilter Trauung. Er wies mich kalt zurück, sagte, daß er wegen meines früheren Betragens geschworen, sie solle nie die Meine seyn, befahl mir, wenn ich sie fände, alsbald seinem nächsten Offizier Anzeige davon zu machen, und unverweilt an seinen Hof zurückzukehren. Meine Wahl ist getroffen, mein Lauf bestimmt. Wo ist das Papier? ich unterzeichne im Augenblick.“

„Lieber Freund, es ist ja noch nicht aufgesetzt,“ war die Antwort. „Wußt' ich doch nicht, ob Ihr einwilligen würdet. Es soll indeß im Augenblick aufgesetzt seyn. Aber wo ist mein Diener Geronimo? Ist er noch nicht zurück?“

„Ich weiß nicht," erwiederte Graf Meyrand; „ich habe ihn nicht gesehen."

„Wie, bracht' er Euch denn nicht meinen Brief?" fragte Masseran.

„Keineswegs," antwortete der Andere, „der kam mit des Königs gewöhnlichem Kurier von Lyon."

Der Gebieter von Masseran schwieg eine Weile, den finsteren Blick zu Boden gesenkt und murmelte endlich: „Eine seiner gewöhnlichen Liederlichkeiten! Aber kommt," fügte er mit schwachem, unfreundlichem Lächeln bei, „besuchen wir meine Eheliebste. Ihr bedürft einiger Erfrischungen."

Vierzigstes Kapitel.

Gerade anderthalb Tage nach der Ankunft des Grafen Meyrand vernahm der Gebieter von Masseran nach seiner eiligen Rückkunft vom Schlosse Robeck, daß ein Bote da sey, mit der Meldung augenblicklichen Eintreffens des Herrn von Thermes. Im Verlauf des Tages waren dem schlauen Savoyarden allerlei Nachrichten zu Ohren gekommen, die, verbunden mit dieser neuesten Kunde, ein höhnisches Lächeln auf seinem Gesichte zu Tage förderten. Er hatte nämlich, die Wahrheit zu sagen, sehr bezweifelt, ob der französische Offizier überall sich einfinden würde, noch mehr aber, daß dessen Gefolge wirklich so klein wäre, als das Gerücht sagte, und von einem der Thürme fand auf seinen Befehl sorgsame

Spähe statt, um ja gewiß zu seyn, daß nicht mehr als vierzehn bis fünfzehn Personen Herrn von Thermes das lange Thal von Gandelots Schenke nach dem Schlosse herauf begleiteten. Aber Alles ließ sich zur vollen Zufriedenheit Masserans an. Der Thürmer setzte die Zahl der Kommenden auf nicht mehr als zwölf, und als der französische Offizier im Saale erschien, wo Masseran zu seiner Bewillkommung bereit stand, entschuldigte er sein Kommen mit den Worten: „Herr von Brissac, gnädiger Herr, hat seit seiner letzten Zusammenkunft mit Euch Mittheilungen bekommen, die mich vielleicht der Nothwendigkeit dieses Besuchs ganz überhoben hätten. Aber da Euer Schloß auf meinem Wege lag und ich mit Graf Biraque und Herrn von Acigné Geschäfte abzuthun hatte, so hielt ich es für passend, hier einzusprechen und mir Eure Gastfreundschaft für eine Nacht zu erbitten."

Mit einem tiefen Bückling und unter süßem Lächeln betheuerte Masseran sein Entzücken, Herr von Thermes bei sich zu sehen, er drückte die Hoffnung längeren Verweilens aus, da ihm sehr daran gelegen sey, dem geehrten Gast die ganze Festigungslinie zu zeigen, und ihn mit Sonnenklarheit zu überzeugen, daß sie nur für den Dienst Frankreichs bestimmt seyn könnte. „Aber kommt, gnädiger Herr, in den Banket-Saal," schloß er, „ein schwaches Traktament, wie es Euch meine Tafel geben kann, ist bereit, und es bedarf nur Eures Erscheinens im Saal, und höchstens noch des Händewaschens, um mit dem Mahle zu beginnen."

„Ehe wir uns setzen, Herr von Masseran," erwiederte

Herr von Thermes, „möcht' ich Euch bitten, einen Eurer Leute in die kleine Schenke hier unten zu senden, um Herrn von Acigné oder Heirn Biraque, welcher von Beiden sich zufällig zuerst daselbst eingefunden, zu mir hieherzuberufen. Mein Geschäft mit ihnen ist im Augenblick beendigt, und Euer Bote mag daselbst hinterlassen, daß nur Einer von ihnen sich herzubemühen brauche, falls es nicht Beide wünschen.

Nun folgte er dem Gebieter von Masseran nach der Banketballe, wo nach damaliger Sitte silberne Becken und Handfässer zum Händewaschen bereit standen, und wenig Minuten später saßen die beiden Herren bei Tische. Da war alles üppig ausgewählt nach den Begriffen jener Zeit, und es mochten die diversen Gäste schon mehreren Gängen ihr Recht angethan haben, als ein Diener eintrat, und nach einigen mit dem Hausherrn gewechselten Worten sich Herrn von Thermes näherte und sagte: „Es sind einige Bauern drunten, gnädiger Herr, aus dem Thale Saint-Vial, sie sagen, Herr von Brissac hätte sie herbeschieden, Ihr würdet heute noch Rücksprache mit ihnen nehmen wegen des Holzrechts auf der Bergseite, das sie ansprechen."

„Sagt ihnen, ich sey beschäftigt," erwiederte de Thermes verdrüßlich. „Sie sollen morgen kommen. Doch halt, sie haben weit her — sie mögen im Hofe warten, ich will sie nach der Tafel bescheiden. Wir gehen zusammen hinunter, Herr von Masseran, denn die Sache betrifft gewissermaßen auch Euch. Eure Besitzthümer berühren jene Stelle, und Herr von Brissac möchte das verlangte Privilegium nicht ratifiziren ohne Euren Beirath. So sehr er darauf sieht,

daß Jeder recht handle gegen ihn, so sehr gibt er sich Mühe, andern dasselbe Recht widerfahren zu lassen."

Der Marquis grinste entgegen: „allerdings ein großer, fürtrefflicher Mann, Herr von Thermes. Laßt die Bauern im Hofe warten."

„Wenn mein Freund, Herr von Biraque kommt," rief de Thermes dem Diener nach, ehe dieser die Thüre erreicht hatte, „so führt ihn sogleich ein. Ich bitt' Euch um einen Becher Wein für ihn, Herr von Masseran, und einen Bissen Brod; Ihr wißt, er hatte einen weiten Ritt."

„Zu Diensten — zu Diensten!" erwiederte der Andere, und man wendete sich mit erneutem Eifer und Thätigkeit wieder zum Mahle.

Endlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, wie von Männertritten; Herr von Thermes faßte die Thüre ins Auge, und rief mit freundlicher Stimme: „ah, gewiß Biraque? nichts andres und Acigné dazu! Willkommen, willkommen, liebe Freunde! Aber welche Unzahl Leute bringt Ihr mit? es wäre wohl am Besten, die meisten blieben an der Thüre stehen. — Herr von Masseran," fuhr er, sich erhebend mit ernsterem Tone fort, „ich bedaure, Euch sagen zu müssen, daß der König, mein Herr, in Folge unzweifelhafter Beweise, daß Ihr das Euch geschenkte Vertrauen verrathen, und Euch verpflichtet habt, gegen eine Summe — das Eilen ans Fenster dient zu nichts, lieber Herr, das Schloß ist im Besitz der französischen Truppen — wie gesagt, daß Ihr Euch gegen eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden und Ueberlassung des Landstrichs zwischen Aosta und

Cordonnière verpflichtet habt, Eure sämmtlichen Schlösser und Festen auf dieser Seite der Alpen an Spanien auszuliefern, mich durch den Mund des Marschalls von Brissac beordert hat, Eure Person in Verhaft und Eure sämmtlichen festen Plätze in Besitz zu nehmen. Ich muß Euch um Euer Schwert bitten."

Ein Bild der Verzweiflung und des Schreckens starrte der Marquis von Masseran in die Runde mit unsteten, aufgerissenen Augen, mit todtblassen Lippen und Wangen, mit Knieen, die unter ihm zu brechen drohten. Die französischen Offiziere hatten sich mit Herrn von Thermes erhoben, eine Gruppe von vierzehn handfesten, entschlossenen Männern bildend, alle wohl bewehrt, und zu ihrem Tagesgeschäfte gerüstet. An der Saalthüre standen Biraque und Acigné mit einem Gefolge, stark genug, den Ausgang zu blockiren. Ein Blick vom Fenster in den Hof unten zeigte die Bauerschaft aus dem Saint-Vialthale mit gezogenen Schwertern und Pistolen in der Hand, ein Anblick, der mehr auf verkleidete Krieger, als einfache Landleute hinwies. Auch waren sie schon in voller Arbeit, die italienischen Söldner des Kastells zu übermannen, und Frankreichs Banner auf den gegenüberstehenden Mauern aufzupflanzen.

„Ihr seht," rief de Thermes auf die Scene weisend und dann die bleichen Gesichter des halben Dutzends anwesender Savoyarden musternd, „Ihr seht, mein Herr, jeder Widerstand ist vergeblich. Gebt daher mit guter Manier Euer Schwert ab. Biraque, wie viel Leute habt Ihr im Schlosse?"

„Alle zusammengerechnet, General," war die Antwort,

„wenigstens zweihundert, und ich dächte, mit der Hälfte auszukommen."

Der Gebieter von Masseran schnallte sein Schwert los, und übergab es gesenkten Blicks dem französischen Offizier mit den Worten: „ich kenne Eure Befehle nicht, mein Herr, aber ich vertraue, der König wird mich hören, ehe er mir ans Leben geht."

„Mein Herr," erwiederte de Thermes mit einem Lächeln über die Angst des Marquis, „Seine Majestät maßt sich nicht an, Euch zu richten, oder gar Euch ans Leben zu gehen. Der König vergißt Eure Eigenschaft eines souveränen Fürsten nicht, er will nichts als Auslieferung Eurer Kastelle und Burgen und Sicheruug Eurer Person, um weitern Umtrieben von Eurer Seite, die, Eurem Eid und eingegangenen Verbindlichkeiten zuwider, den wahrscheinlich in Bälde hergestellten Frieden Europas gefährden könnten, vorzubeugen. Die Art und Weise Eurer Haft wird großentheils von Euch selbst abhängen, namentlich von der Antwort, die Ihr mir auf mein Begehren ertheilt. Ich habe Euch nämlich zu ersuchen um Ausstellung eines Befehls an alle Eure Offiziere, Seneschalle und Stellvertreter, Eure Burgen und Schlösser dem Könige von Frankreich auszuliefern auf die erste deßhalb ergehende Mahnung, widrigenfalls sie dieselben auf eigene Gefahr behaupten würden."

„Im Augenblick solls aufgesetzt seyn!" rief Masseran, „gewiß im Augenblick," und damit winkte er einem der erschrockenen Diener und sagte laut: „Hole Papier und Tinte." Als ihm aber der Mann nahe stand, fügte er leise bei:

„Schnell nach Robeck und sag' ihnen, was hier vorgefallen. — Du findest das Schreibzeug in meinem Kabinet." fuhr er laut fort. „die Federn sind in der Schublade auf dem großen eichenen Kasten."

Der Italiener hatte seine Zeit gut gewählt. indem sich Herr von Thermes gerade Acigné zugekehrt, und der Offizier auf der andern Seite seinem Nachbar über die Leichtigkeit, womit der Streich gelungen, eine scherzhafte Bemerkung zuwarf. Niemand bemerkte das kurze Flüstern Masserans, ebensowenig nahm man wahr, daß der eintretende Diener mit dem Abgegangenen nicht die geringste Aehnlichkeit hatte.

„Nun, bester Herr," sagte Herr von Thermes, „habt die Güte, eine Generalordre in den bewußten Ausdrücken aufzusetzen, Behufs der Uebergabe Eurer Burgen und Kastelle an die französische Krone. Ich muß Euch bitten, Euch möglichst klar und bündig auszudrücken, damit ich der Nothwendigkeit des Blutvergießens überhoben bin, und die Besitznahme in Frieden vor sich gehen mag. Ueberdieß vermeidet Ihr dadurch die Zerstörung Eures Eigenthums und —"

„Ich kann Euch versichern, General," unterbrach ihn Masseran, der nachgerade sich wieder ermannte, „ich kann Euch aufs Heiligste versichern, meine Absichten —"

„Liegen klar zu Tage," schloß de Thermes. ihn unterbrechend, „und zwar durch folgende, hier verzeichneten Briefe, welche sich in Herrn von Brissac's Händen befinden. Zum Ersten, Schreiben an den Statthalter von Mailand, worin Ihr, den Vorschlag Seiner Majestät des Königs von Spa-

nien annehmend, Euch bereit erklärt, zwei der bedungenen Burgen in seine Hände zu liefern und zwar gegen Erlegung der ersten Rate und Abtretung der Entschädigungs-Ländereien von Seite des Herzogs von Savoyen in letzter Form Rechtens. Zum andern, ein Brief an genannten Herzog vom zwanzigsten letzten Monats und über das französische Gebiet ihm in die Niederlande zugesendet."

„So hat mich Geronimo verrathen," murmelte der Marquis zwischen den Zähnen, „stäke ihm doch mein Dolch mitten im Herzen!"

„In diesem Brief," fuhr der französische General fort, „betheuert Ihr dem Herzoge, Euer Uebertritt zu Frankreich sey lediglich erzwungen gewesen, Ihr wäret wie immer sein getreuer Vasall, und wüßte er Mittel, Frankreich an der Nordgränze ernstlich zu beschäftigen, so würdet Ihr ihn durch Einführung der Spanier in Savoyen in den Stand setzen, einen unendlich vortheilhaften Frieden für sich abzuschließen. Drittens —"

„Ihr kennt Euch die Mühe ersparen, mein Herr," fiel ihm Masseran mit der Miene beleidigter Ehrlichkeit ins Wort. „Aus dem Gesagten ist mir klar, daß ich das Opfer eines ausgedehnten Bubenstücks bin, das aus Rache, wo nicht gar durch Reizmittel der Bestechung gegen mich geschmiedet worden. Diese Briefe können nur von Einem Menschen mir nachgemacht worden seyn. Ich hatte lange einen Mann um mich Namens Geronimo — Geronimo Porta — der ungewöhnliche Fertigkeit besaß im Nachahmen aller möglichen Handschriften. Da er sich oft an meiner

Seite befand, wenn ich schrieb, so muß er auch meiner Hand vollkommen Meister geworden seyn. Um die Mitte vergangenen Monats kam zu meiner Kenntniß, daß er sich einer unmenschlichen Mordthat schuldig gemacht, und ich befahl seine Verhaftung, um ihm den Prozeß machen zu lassen. Aber er wußte zu entkommen, und augenscheinlich ist die gegenwärtige Anklage das Resultat seiner Bosheit. Darf ich fragen, ob er Herrn von Brissac in die Hände gefallen? In diesem Fall kann ich beweisen, daß er sich eines absichtlichen überlegten Mords schuldig gemacht an einem der Diener meiner Gemahlin. Er that es aus Eifersucht, indem er Ursache hatte, seinen Gegner für den begünstigten Liebhaber einer gewissen Frauensperson, Namens Margarethe, der Kammerzofe des Fräuleins von Brienne, zu halten."

Herr de Thermes hörte ihn mit scheinbarer Aufmerksamkeit bis zu Ende und sagte dann: „Ihr irrt Euch, mein Herr. Die Correspondenz kam nicht durch den bewußten Mann in Herrn von Brissacs Hände, sie wurde ihm vielmehr durch ein ganz anderes Individuum überliefert. Inzwischen dürfte es der beste Beweis Eurer guten Absichten seyn, wenn Ihr ohne weiteres die erwähnte Generalordre ausstellt. Ich muß mich nun beurlauben, um die nöthigen Anordnungen im Schlosse zu treffen, welche die Veränderung der Umstände mit sich führen mag, und ich verlasse mich darauf, bei meiner Rückkunft die Ordre vollendet und unterzeichnet zu finden."

Er sprach in einem Tone, die jede Widerrede ausschloß, und begab sich dann in den Hof hinab, und von da zu sämmt-

lichen Werken und Bastionen. Die Entwaffnung der Söldner Masserans war schon beendigt und das Schloß im vollen Besitz der französischen Truppen. Nachdem er sich vollkommene Gewißheit darüber verschafft, kehrte er in den Saal zurück, wo er die verlangte Urkunde, genau in den vorgeschriebenen Ausdrücken abgefaßt, vorfand.

Nach pünktlichster, sorgfältigster Prüfung und Besichtigung wendete er sich mit jenem Anstrich von Artigkeit, der oft schmerzlicher trifft als eine Verachtung, zu Herrn von Masseran und sagte: „ich bedaure mein Herr, daß ich genöthigt war, die alte Geschichte vom Igel und Kaninchen zu bewahrheiten, indem ich, als Gast hiehergekommen, Euch aus Eurer Wohnung treiben mußte. Allein ich habe nun einmal den strengsten Befehl, Euch unverzüglich über die französische Grenze zu senden, wo der König gewiß eine passende Wohnung für Euch finden wird. Binnen einer halben Stunde escortirt Euch ein Theil meiner Mannschaft nach Latour und mittlerweile wird mein Freund, Herr von Biraque, Euch im Schlosse die Zeit zu vertreiben bemüht seyn, ich für meine Person muß nun zu Pferde, da ich morgen mit dem frühesten das Schloß Robeck aufzufordern gedenke. Für heute ware es zu spät, denn ich käme nicht mehr zeitig genug daselbst an."

Nach diesen Worten verabschiedete er sich mit einem tiefen Bücklinge; der Marquis mußte noch eine halbe Stunde als Gefangener in seinem Schlosse zubringen, und wurde dann unter strenger Bedeckung nach Frankreich geführt. Niemand durfte ihn begleiten als seine Gemahlin und ein

Diener, doch verließ ihn die Erstere bald nachher, angeblich um seiner Sache bei dem französischen Hofe das Wort zu reden, in der That aber um sich unter dem Schutze des Königs einer kalten Tyrannei zu entziehen, die sie aus Eitelkeit lange Zeit geduldig ertragen, die aber zuletzt einen Grad erreicht hatte, wo sie wirklich unerträglich geworden war. *

Einundvierzigstes Kapitel.

In der folgenden Nacht und zwar um zwei Uhr gegen Morgen saß der Marschall von Brissac allein in seinem Kabinet. Er war aber nicht so entfernt vom Schauplatze der Ereignisse, als sich Masserans Gebieter einbildete, denn in Montmeillan hatte er Halt gemacht, um das Resultat seiner Verabredung mit Herrn von Thermes abzuwarten. Zwar stand seine Hauptstreitmacht auf der andern Seite der Alpen, doch hatte er auch in seinem gegenwärtigen festen Aufenthaltsorte ein ziemlich starkes Corps bei sich, und da er nie einen Augenblick verlor, so leitete er von hier aus ebensoviele wichtige Operationen, als stünde er im Herzen von Piemont.

Beinahe sein ganzer Haushalt und seine vornehmsten Offiziere hatten sich zur Ruhe gelegt, und er war mit der

* Um mich ohne ausdrückliches Zugeständniß keiner Entlehnung schuldig zu machen, bekenne ich, daß dieses Kapitel nicht viel mehr ist, als eine freie Uebersetzung der einschlägigen Stelle in Brissacs Leben, die von dem Ueberfall des Schlosses Masseran handelt.

letzten Tags-Depesche so ziemlich zu Ende gekommen, als ein Diener aus dem Vorzimmer eintrat mit der Meldung, daß ihn Jemand sogleich zu sprechen wünsche.

„Wer ist's?“ fragte der Marschall.

„Der Mann, der immer Zutritt zu Euch hat, gnädigster Herr,“ war die Antwort. „Führt ihn augenblicklich ein,“ erwiederte Brissac, und in der nächsten Minute stand Corse de Leon vor ihm.

„Nun, lieber Freund,“ sagte Brissac, „was bringt Ihr Neues? Ich denke, was Wichtiges.“

„Vielleicht minder wichtig für Euch,“ erwiederte Corse, „als für manche Leute; denn habt Ihr gleich weniger Acht auf die kleinliche Politik einer elenden Welt, als die meisten Andern, so müßt Ihr doch immer die Politik zu Eurer ersten Rücksicht machen. Inzwischen ist es auch für Euch von Wichtigkeit, noch mehr für mich und Andere.“

„Und Ihr habt wirklich das vollste Recht auf Berücksichtigung,“ erwiederte Brissac, „ich hab' Euch schon oft gesagt, daß ich in dankbarer Erwiederung Eurer vielen Dienste alles für Euch thun will, was sich mit meinen persönlichen Mitteln durchsetzen läßt, Alles, was meine thätigste Verwendung, mein Einfluß auf den König von Frankreich vermögen.“

„Eure Großmuth ist mir bekannt,“ versetzte Corse de Leon mit einem Lächeln, das nichts von der Bitterkeit hatte, die sich gewöhnlich mehr oder weniger in jeden Ausdruck seines Gesichts mischte. „Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da Marschall Brissac zu Beseitigung aller Schwierig-

keiten, die sich den Unternehmungen seines Königs entgegensetzten, mit Aufopferung seiner Befehlshaberstelle und der Hälfte seines Einkommens unter einem minder erfahrenen Anführer zu dienen sich erbot, ja ich sah ihn, um einen gemeinen Soldaten zu lohnen, den letzten Dukaten aus seiner Börse ziehen, als die Feldkasse erschöpft war. Aber um dergleichen handelt es sich jetzt nicht. Meine Botschaft verdient Eure Aufmerksamkeit, und aus Gründen, die mir am besten bekannt, bitt' ich Euch dringend um Eure Gegenwart an der Stelle, wo ein Ereigniß von scheinbar minderer Bedeutung vor sich zu gehen im Begriff ist. De Thermes war bis jetzt in Allem glücklich und der Gebieter von Masseran befindet sich als Gefangener in Frankreich."

„Was wir hauptsächlich Euch zu danken haben," sagte Brissac.

Der Räuber fuhr fort, ohne der Unterbrechung zu achten: „de Thermes kam letzte Nacht auf eine Meile dem Schlosse Robeck nahe, aber nur mit der Hälfte seiner Mannschaft, da er die andere zu Sicherung des Gewonnenen zurücklassen mußte. Er hat nicht mehr als hundert bis hundert zehn dienstfähige Mann, in Robeck aber liegen wenigstens zweihundert, und diese wissen, was sich mit ihrem Gebieter zugetragen."

„Nun, die ergeben sich," sagte Brissac. „Die Herzen solchen Volks sind gewöhnlich dünnblütig; sie werden die Thorheit des Widerstandes einsehen."

„Das gewiß nicht," erwiederte Corse de Leon, „sie werden nicht Thorheit darin sehen, mit spanischen Truppen

im Rücken, die bereit sind, aus dem Mailändischen hervorzubrechen. Schon fliegen Boten nach allen Richtungen, Hülfe herbeizurufen, und überdieß wird das Kastell von keinem der Leute des kleinen Verräthers vertheidigt."

„Von wem denn?" fragte der Marschall.

„Von einem Rebellen und Niederträchtigen," erwiederte Corse, „einem der beherzten Schurken unseres eigenen Landes."

„Ha!" rief Brissac, „wer mag das seyn?"

„Kein anderer," war die Antwort, „als der feine, schöne, höfische, kalte Graf Meyrand."

„Himmel und Erde!" rief Brissac auffahrend, und eine Weile nachher fügte er bei: „Selbst wenn er dort ist, zur Ausführung eines seiner Bubenstücke mit Masseran, wagt er doch keinen Widerstand gegen die französischen Waffen."

„Wir wollen sehen!" antwortete Corse de Leon, „wir wollen sehen. Er, der sich nicht bedacht, seinen Freund zu betrügen, nimmt auch keinen Anstand, seinen König, sein Vaterland zu verrathen. Er steckt zu tief, gnädiger Herr, um irgend Hoffnung zur Rückkehr zu haben. Schon weiß ich, daß er de Thermes Trotz geboten, auf den Parlamentär feuern ließ, und — zwar nicht in eigenem Namen, wohl aber im Namen des Befehlshabers der Savoyarden — Masserans Ordre zur Uebergabe für null und nichtig erklärte, da der Ertheiler in Haft und unter Zwang sey."

„Da muß Fürsorge geschafft werden," sagte Brissac, im Kabinet auf- und abgehend, „und zwar augenblicklich!" und unverkennbar machte diese rebellische Handlung von

Seite eines französischen Edlen tiefern Eindruck auf ihn, als die vielen widrigen Begegnisse und Unfälle zusammengenommen, die ihm im Laufe seines italienischen Oberbefehls widerfahren. „Freilich ist hier guter Rath theuer," setzte er hinzu. „Dreihundert Mann sind bei Tagesanbruch nach Pignerol beordert und können nicht wohl zurückbehalten werden. Wie viele könnt Ihr stellen, Chevalier?"

„Genug, um das Schloß im Sturm zu nehmen," erwiederte Corse de Leon mit Zuversicht, „und ich führe sie selbst. — Aber Ihr müßt dabei seyn, Marschall."

„Das will ich natürlich," antwortete Brissac. „Nicht als Befehlshaber — denn ich mag de Thermes nicht das Commando nehmen — wohl aber als Augenzeuge, und ich will soviel Mannschaft mitbringen, als ich nur auftreiben kann, Euer Wagstück zu unterstützen."

„Wir brauchen wenig Succurs, denk' ich," versetzte Corse, „es schlägt mir selten etwas fehl. Doch falls ich fiele, wäre eine Reserve am Platze; aber ich weiß nicht, wie es geschieht, die Kugeln scheinen mich zu vergessen und kalt Eisen wird weich auf meinem Fleische. Zuletzt halt' ich mich wohl selbst noch für einen Hexenmeister, wie die armen Leute thun. Inzwischen ist keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr Mannschaft mitnehmen wollt. Bedenkt, es ist ein starker Marsch, und Verzögerung des Angriffs könnte Unheil zur Folge haben."

Brissac lächelte: „Zögern ist meine Sache nicht, lieber Freund. Meine Befehle sind alsbald gegeben und eine

Stunde Schlaf genügt mir. Bleibt hier und kehrt mit uns zurück. Ich weiß, Eure Leute sind immer bereit."

„Das sind sie," erwiederte Corse, „aber ihr Führer muß gleichfalls bereit seyn, und ich will die arglistige Bestie nicht unbewacht lassen, nein, nicht eine Stunde, ist es mir anders möglich!"

„Greif' ich ihn auf der That," sagte Brissac, „so soll er kein umständlicheres Standrecht haben, als auf der Trommel, und einen so hohen Galgen, als ihn das Schloß Robeck liefern kann."

„Wie! wollt Ihr einen Edelmann hängen?" fragte Corse de Leon mit grimmigem Lächeln. „Da bekommt Ihr eine ganze Armee auf den Hals, wenn Ihr dem Adel das Patent entzieht, ungestraft Unrecht zu thun. Lebt wohl, gnädiger Herr, ich wecke Euren Koch und Kellermeister wegen einiger Erfrischungen, und wenn Ihr auf dem Kampfplatz erscheint, findet Ihr mich bereit."

Eine einzige Stunde der Ruhe war für Brissac genug, dann trat er mit einer Abtheilung von 150 Mann, zwei kleinen Artilleriestücken und zwei oder drei der erfahrensten Ingenieure den Marsch nach dem Kastell Robeck an. Das Tageslicht ließ noch mehrere Stunden auf sich warten, und es war ein langer, kalter, verdrießlicher Marsch. Dennoch setzten der Marschall und sein kleines Häuflein unverdrossen ihren Pfad durch einige der schwierigsten Alpenpässe fort, und eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang verkündete ihnen der nahe Kanonendonner, daß sie sich hart am Bereich des Kampfplatzes befanden.

Noch eine halbe Stunde und sie erreichten einen hohen Punkt der Straße, der ihnen eine Aussicht ins Thal gewährte, wo die kleine Mannschaft des de Thermes aufgestellt erschien. Dieser Befehlshaber hatte sich ein kleines Dorf oder besser einen Weiler in der Nähe einer halben Meile vom Schlosse mit großem Vortheil zu nutze gemacht. Noch in der Nacht hatte er es mit einigen leichten Werken umgeben und mit zwei Stücken Geschütz besetzt, welche letztere er dergestalt aufgepflanzt, daß sie das Dorf gegen jeden Ausfall der Besatzung schützten, obwohl die Lage des Orts nicht erlaubte, von hier ein wirksames Feuer auf das Kastell zu eröffnen. Auch kam der Kanonendonner, welcher schon hinter dem Berge zu Brissacs Ohren gedrungen, nicht von diesen beiden Feldstücken, sondern von dem Geschütze der Festung, das seit Tagesanbruch gegen das Dorf spielte, woraus sich der feste Entschluß der Besatzung, der französischen Macht aufs äußerste zu widerstehen, zur Genüge ergab.

Der Marschall machte Halt und betrachtete die vor ihm ausgebreitete Scene mit gerunzelter Stirne. „Ists möglich,“ sagte er zu sich, „daß ein Mann, in ehrenhaften Gefühlen groß gezogen, wie Meyrand, sich so entehren kann? Was kann er hoffen, was wollen?“

Indem er, diesem Gedanken nachhängend, fortwährend den Kampfplatz im Auge behielt, unterschied sein scharfer, geübter Blick das Blinken von Waffen auf dem die gegenüberliegende Höhe hinansteigenden Wege. Bei der beträchtlichen Breite des Thals und da sich zwischen dem Kastell und der jenseitigen Bergreihe eine kleine Ebene, in der Mitte

von einem Bache durchschnitten, befand, mochte die Entfernung von Brissacs Standorte bis zu dem angegebenen Punkte wohl über eine Stunde betragen.

„Wer mögen die dort seyn?“ sagte er, sich zu einem seiner Offiziere wendend, „die dort lauern hinter dem kleinen Fichtenwäldchen, hart an dem großen Gebäude, das wohl eine Abtei ist? Dahin kann doch nicht unser guter Freund, der Chevalier, seine Leute geführt haben, er hat zu viel Erfahrung, um nicht zu wissen, daß wir alle von dieser Seite gegen das Schloß agiren müssen.“

„Ob es der Chevalier nicht weiß,“ antwortete der Offizier, „muß Herr von Thermes am besten wissen, aber es ist noch einer bei Herrn von Thermes, gnädiger Herr, der es vielleicht besser weiß, als Beide — ich meine —“

„Husch, husch,“ sagte Brissac lachend, „ist's der unbekannte Freund, der binnen Monatsfrist mehr Kastelle erstürmte, als irgend ein anderer Mann in Europa, so geben wir ihm keinen Namen, das wißt Ihr. Hier kommt Jemand von de Thermes, laßt uns langsam hinabziehen und unsere Anordnungen treffen. Meint Ihr nicht auch, Herr von Janon, daß an der östlichen Seite der Mauer eine schwache Stelle sich präsentirt. Hat de Thermes Leitern bei sich, so ließe sich hier ein wirksamer Versuch machen.“

Der Ingenieur äußerte sich beifällig, meinte aber: „Zu einem solchen Wagniß hätten wir eine Legion Teufel nöthig, gnädiger Herr.“

„Meine Räuber für immer!“ erwiederte Brissac lachend. „Ihr wundert Euch alle, daß ich mit solchen Leuten

verkehre, nun sollt Ihr sehen, was sich mit ihnen ausrichten läßt. * Aber geht jenen Pfad dort die Runde herum, und recognoscirt etwas näher, Ihr trefft mich unten."

Damit ritt er zu der kleinen Schaar hinab, die gerade mit de Thermes an der Spitze, aus dem Dorfe heraus kam.

„Ich komme nicht, mich in Euer Kommando zu mischen, de Thermes," sagte der Marschall, seinem Unterbefehlshaber die Hand reichend, „sondern bloß Augenzeuge zu seyn, wie Ihr ein zweites Kastell nehmt. Ich hab' Euch Verstärkung mitgebracht. — Meine Herren," fuhr er, sich zu den Offizieren wendend fort, „habt die Güte, und erinnert Euch, daß der Marschall von Brissac nicht anwesend ist, Herr von Thermes führt das Commando."

„Was wir thun, muß schleunig geschehen, gnädiger Herr," flüsterte de Thermes leise dem Marschall zu. „Ich weiß aus sicherer Hand, daß die Spanier bereits auf dem Marsche hieher sind."

„Wir schicken sie augenblicklich heim, de Thermes, verlaßt Euch darauf," sagte Brissac in heiterem Tone. „Dieß Land ist zu rauh und kalt für einen Spanier. Aber wo sind meine Freunde, die Räuber? Sicher hat Corse seine Leute nicht dort am Gehölz unter dem Hügel postirt?"

„Er hat eine Absicht dabei," sagte de Thermes, „denn dort stehen sie allerdings und er an ihrer Spitze. Massérans Leute boten uns hier Trotz und schickten diesen Mor-

* Ich gebe Brissacs eigene Worte, wie sie sein Biograph berichtet, um die Verwendung einer starken Räuberbande durch einen französischen Marschall zu erklären.

gen in verschiedenen Richtungen bedeutende Streifpartheieen ab, die Alles in der Runde ausfouragirten, das Vieh wegtrieben, und Alles mitnahmen, was sich nehmen ließ. Wir wurden im Dorf im Schach gehalten, aber Euer Freund, der Chevalier, wie Ihr ihn nennt, bot aller Vorsicht Trotz und sprengte mit seiner Truppe davon, obwohl diese nicht sechzig Mann stark ist, während jede der feindlichen Parthien wenigstens 100 Mann zählt."

„Ich denke, Ihr laßt ihn nicht ohne Unterstützung, de Thermes?" sagte Brissac.

„Nun Ihr mir Verstärkung zugeführt, gnädiger Herr, gewiß nicht," erwiederte Jener, „aber vorher war es unmöglich, denn die Leute hielten uns im Schach. Augenscheinlich sind Männer von Erfahrung unter ihnen."

„Ich hörte von Graf Meyrand," versetzte Brissac. „Glaubt Ihr das?"

„Auch ich habe vergangene Nacht so etwas gehört, aber ich wollte es nicht weiter sagen, um dem Namen eines Mannes von Ehre nicht zu nahe zu treten."

Wenige Worte abschweifenden Inhalts folgten und auf Brissacs Rath ließ de Thermes zwei kleine Feldstücke, welche der Marschall mitgebracht, auf einem erhöheten Punkte ganz in der Nähe ihres gegenwärtigen Standorts aufpflanzen. Allein bei der Lage des Kastells war die Wirkung des sofort eröffneten Feuers nur schwach, höchstens geeignet, die Aufmerksamkeit der Besatzung von dem Dorfe abzulenken. Den Belagerten schien bis jetzt die Ankunft Brissacs mit der Verstärkung entgangen zu seyn, denn wenige Minuten nach Er-

öffnung der neuen Batterie sah man eine kleine Reiterschaar den Schloßberg hinabjagen in der Richtung nach dem von Brissac bemerkten Kloster. Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß letzteres hinter einem dichten Fichtenwäldchen lag, das sich in die Ebene dem Kastell zu erstreckte.

Voll Begier, sich unter Brissacs Augen auszuzeichnen, gab de Thermes augenblicklichen Befehl zu Verfolgung der feindlichen Partei und zu gleicher Zeit schickte er Corse de Leon eine kleine Verstärkung. Aber ehe seine Befehle vollzogen werden konnten, und indem der Marschall und sein Gefolge mit de Thermes den Hügel hinabeilten, zog eine dichte Rauchmasse, aus dem erwähnten Kloster aufsteigend, ihre Aufmerksamkeit an. Einen Augenblick später meinten sie eine Feuerflamme aus den Fenstern der Kirche aufsteigen zu sehen, freilich anfangs in dem hellen Tageslicht äußerst dünn und blaß.

„Bei Gott, sie haben das Gebäude angezündet!“ rief Brissac. „Kann mir Jemand sagen, Ihr Herren, was es für ein Platz ist?“

Einer der hintern Offiziere drängte sich vor und erwiederte: „Letzte Nacht, gnädiger Herr, hörte ich von einem Bauern im Dorfe, es wäre eine reguläre Cistercienser Abtei nebst Kloster. Aber ich kann unmöglich glauben, daß Herr von Meyrand ein solches Gotteshaus absichtlich in Brand stecken würde.“

„Absichtlich oder nicht,“ sagte Brissac, „es brennt. Aber was bringt Euch auf den Gedanken, daß Graf Meyrand da sey?“

„Ich sah ihn mit eigenen Augen," war die Antwort. „Sie zogen diesen Morgen in einer Entfernung von dreihundert Schritten an mir vorüber, als ich auf Recognoscirung war. Einige jagten mir nach bis an die Dorfbarrière, zuvor aber hatte ich Herrn von Meyrand an der Spitze der Truppen erkannt. Er trug ein einfaches Büffelwamms, ohne Rüstung, führte aber augenscheinlich das Commando."

Es würde gut seyn, wenn Ihr die Verstärkung für Corse de Leon verdoppeltet," flüsterte Brissac seinem Unterbefehlshaber zu. „Er ist nicht stark genug, um ganz sicher zu gehen, und verlaßt Euch darauf, er lauert auf den Feind bei dessen Rückkehr aus der Abtei. Hätten wir mehr Mannschaft für unsere Stellung hier, ich selbst würde einen Angriff versuchen, den Gesellen vom Schlosse abzuschneiden."

Indem er noch sprach, sah man ein Gewimmel wie von Menschen um die Abtei, die große Glocke derselben klang herüber und ein Paar Minuten später kam ein Reiterhaufen unter den hohen Mauern hervor und schlug den Rückweg gegen das Schloß ein.

De Thermes wiederholte eiligst seine Befehle, die Pferde wurden vorgeführt, die Reiter saßen unverzüglich auf und eine Anzahl Herren aus Brissacs Gefolge baten und bekamen Erlaubniß, den Angriff als Freiwillige mitmachen zu dürfen. Aber das kleine Häuflein war noch nicht aus dem Dorf hervorgebrochen, als sich unverkennbar ergab, daß der Hinterhalt den feindlichen Trupp zu Gesicht bekommen hatte. Längs der dunkeln Fichten flackerte ein Lauffeuer auf; einen Augenblick später und Corse de Leon und seine Bande standen auf

ebenem Grunde; nun noch zwei Minuten, und sie warfen sich eiligen Laufs auf den Feind, und bald waren Freund und Feind von Brissacs Standpunkte aus nur Ein dem Auge unentwirrbarer Knäul.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Sehr oft möchte es uns zum Guten gereichen, wenn das wirkliche Leben, in seiner Erscheinung einer flüchtigen Erzählung vergleichbar, auch darin der letztern gliche, daß man der Zeit nach in ihm zurückgehen, und alle die zerstreuten Begegnisse auf beliebige Weise in das rechte Verhältniß zu dem Facit des Ganzen bringen könnte. Wie mancher Unterlassung würde vorgebeugt! wie mancher eitle Gedanke verschwände! Wie manche That, klein an sich, sorglos gethan, aber schrecklich in ihren Folgen, würde auf immer ausgemerzt und gelöscht! Aber Niemand kann auch nur Ein Wort ungesagt machen, außer jenes große Wesen, das da die Geschichte des Menschen mit der Feder des Fatums schreibt, ja seine ewige Gerechtigkeit erheischt die Löschung vergebener Schuld durch die Hand der Gnade, wenn zuvor die Thränen der Reue und das Blut der Versöhnung die Stelle im großen Buche erweicht haben.

Wir wenden uns im Laufe der Erzählung einen Schritt rückwärts, aber nicht weiter als einen kurzen, sehr kurzen Schritt. In der Abendfrühe desselben Tags, der Herrn von Thermes vor dem Kastell Robeck erscheinen sah, fand sich

eine Dame auf einem Maulthier, ihr zur Seite ein Geistlicher und ein als Bäurin gekleidetes Mädchen, denen ein kräftiger, alter Diener zu Fuße folgte, vor dem altersgrauen mit dichtem Epheu bewachsenen Thore der Abtei Saint Vial ein. Man führte die Gesellschaft ins Sprechzimmer, wo ein alter Mann im Mönchskleide sie freundlich willkommen hieß.

„Ich komme Eure Zusage in Anspruch zu nehmen, guter Vater," sagte der Geistliche, „und bitte Euch um Schirm und Schutz für dieses Fräulein. Ich sagte Euch, es würde nur im äußersten Nothfall geschehen. Dieser ist eingetreten, ihr Zufluchtsort entdeckt, und ich habe allen Grund zu glauben, daß ihre Verfolger sie eben jetzt in ihrer bisherigen Wohnung suchen, während uns, Gott sey Dank! der entgegengesetzte Pfad hieher in Sicherheit gebracht hat."

„Und hier sollt Ihr Friede haben, meine Kinder," erwiederte der gute Alte auf italienisch, denn französisch sprach er nicht gerne, obwohl er es verstand. „So rasch und wild dieser Herr von Masseran ist, so keck und rücksichtslos ich ihn in seiner Schlechtigkeit kenne, hat er es doch nie gewagt und wird wohl nicht wagen die Abtei im Besitze ihrer Rechte und Privilegien zu stören. Aber ich verlasse mich drauf, guter Bruder," fuhr er, zu Vater Willand sich wendend, fort, „daß diese unsere Tochter nicht vor dem Könige von Frankreich flieht."

„Gegenwärtig gewiß nicht," antwortete Vater Willand. „Der Löwe, mein guter Herr, sucht größere Thiere, selten jagt er das schwache Lamm. Es ist der Wolf, den wir fürchten — ein gewisser Graf Meyrand, der — nicht nur ohne

des Königs Einwilligung, vielmehr wie ich gewiß weiß, gegen dessen ausdrücklichen Befehl — das arme Kiud verfolgt."

„Ich bitt' Euch Vater," sagte Isabella auf italienisch, das sie fast mit der Leichtigkeit ihrer Muttersprache redete, „ich bitt' Euch, nehmet mich unter Euren heiligen, sichern Schutz. Lange werde ich Euch nicht belästigen, denn der gute Vater Willand sagt mir, daß die königlichen Truppen schon Meister vom Schlosse Masseran sind, und so wird ohne Zweifel diese Verfolgung in Bälde ihr Ende erreichen."

„Wie schön gesagt!" rief der Alte, mit Entzücken die musikalischen Töne seiner eigenen Sprache von so schönen Lippen vernehmend, „gewiß, Ihr sollt Schutz und Bequemlichkeit in Fülle hier haben. — Zwar in die Abtei kann ich Euch nicht aufnehmen," fügte er kei, „nicht einmal in die Besuchzimmer, denn in diesen Dingen sah ich mich vor vielen Jahren zu einer strengen Reform gemüssigt. Aber meine Schwester im Kloster hier neben — es ist meine Schwester nicht allein im Geiste, sondern auch im Fleische, ein Kind desselben Vaters — gibt Euch eine Zuflucht, zwar immer unter meinem Schutze, aber in einem gesonderten Gebäude."

Isabella dankte mit Wärme und wohl möchte sie der gute Abt noch länger zurückbehalten haben, um seine Muttersprache von ihrer musikalischen Stimme zu vernehmen, allein in schuldiger Berücksichtigung seines Charakters und Gewands brach er auf, und übergab sie der Sorge von Personen ihres eigenen Geschlechts.

Der Gedanke in Sicherheit zu seyn, gereichte Isabellen zu großer Erleichterung, und manche Nachrichten, die sie

auf ihrer Reise hieher vernommen, waren geeignet, die Gefühle der Hoffnung, die Träume des Glücks, im langen, traurigen Verlauf schwerer, banger Stunden dem Erlöschen nahe gekommen, aufs Neue in ihrem Innern zu beleben. Sie ward mit Güte und Zuvorkommenheit behandelt. Nach dem Abendgebet und einem leichten Mahle zog sie sich auf eines der Besuchzimmer zurück, wo sie von der geistigen Anstrengung und der Reise ermüdet in einen festern, anhaltendern Schlaf fiel, als ihr seit vielen Wochen zu Theil geworden war. Sie wachte erst beim vollen Tageslicht auf, als die Klosterglocke längst zum Frühgebet gerufen hatte. Um nicht zu spät zu kommen, beschleunigte sie ihren Anzug, ohne zu bemerken, daß das Mädchen, das ihr bei Zurechtmachung der glänzend dunkeln Locken half, etwas verstört und bleich sah, und das Geschäft mit unstäter Hand verrichtete. Inmitten der Arbeit schreckte ein dumpfes, schweres Getöse, aus der Ferne dringend, Isabellen auf, und sie fragte: „Was hat das zu bedeuten?"

„Es ist das Geschütz vom Schlosse," sagte das Mädchen. „Sie haben schon zwei, dreimal diesen Morgen gefeuert."

„So sind die königlichen Truppen vor dem Platze," meinte Isabella weniger erschrocken oder bestürzt, als das Mädchen erwartet hatte.

„Ja wohl!" war die Antwort. „Eine der Laienschwestern hat sagen hören, Graf Meyrand werde es aufs Aeußerste vertheidigen."

Beim Klang dieses Namens erblaßte Isabella, denn jeder Gedanke, der sich daran knüpfte, war ihr peinlich und be-

trübend. Inzwischen vollendete sie ihren Anzug ohne eine weitere Aeußerung und wollte gerade die kleine, hübsche Zelle verlassen, als eine Nonne mit allen Zeichen des Schreckens eintrat. „Um Gotteswillen, Schwester.“ begann sie, „geht doch nicht über den Hofraum. Vor dem Abteithore stehen Bewaffnete, die Eure Auslieferung verlangen, ja ich sah Kopf und Schultern von Einem, der gerade über die Mauer blickte. Weiter konnte er nicht kommen, denn der Abt führt eine ernste Sprache und besteht auf ihrer Entfernung. Aber es kommt Jemand — es kommt Jemand. — Schließt die Thüre ab, ich bitt' Euch.“ und damit sprang sie zu, ihren Rath mit eigener Hand zu vollziehen.

Isabella hielt sie sanft zurück mit den Worten: „Es ist Vater Willands Tritt, mir wohl bekannt. Hat er mir doch oft Labung und Trost gebracht in den letzten sechs Monaten.“

Sie hatte noch nicht geendet, als Vater Willand ohne Ceremonie eintrat, mit einem Ausdruck von Angst und Schrecken auf dem Gesichte, der seinen Mangel an Rücksicht hinlänglich entschuldigte. „Schnell, Kind,“ sagte er zu dem Dienstmädchen, „schnell zusammengerafft was Du im Augenblicke kannst! Kommt Fräulein, kommt, werft Euren Schleier um und eilig mir nach! Graf Meyrand hält am großen Thore, er droht mit Gewalt einzudringen, die Abtei in Brand zu stecken im Falle des Widerstands. Wir mögen noch in den Wald hinten entrinnen!“

„Das wagt er nicht!“ sagte Isabella den Schleier umwerfend. „Zu solcher Unthat ist er nicht schlecht genug.“

„Der ist schlecht genug zu Allem," erwiederte der Priester, „nun er ein aufgegebener Mann. Der Zügel irdischer Furcht ist ihm abgenommen mit der Flucht irdischer Hoffnung, und da zeigt sich, wie weit menschliche Schlechtigkeit geht. Zwar bietet ihm der gute, alte Abt kühnlich Trotz; aber lange kann das nicht dauern und für uns gibt es nur Einen Ausweg — eilige Flucht durch die Hinterthüre in den Wald hinaus. Von da mögen wir den königlichen Truppen in den Rücken kommen und sicher seyn."

Er war noch nicht zu Ende, als er sich schon zur Flucht wandte, Isabellen sich nachziehend. Das Dienstmädchen folgte, wenig mehr von dem Gepäcke mitnehmend, als was sie in Eile aufraffen konnte. Der gute Priester eilte quer über den Hof den Kreuzgängen auf der andern Seite zu und, eine Thüre öffnend, dieselbe, die ihn aus der Abtei hergebracht, zog er Isabellen in einen viereckigen Raum, gewöhnlich der Prior-Hof genannt. Die eine Seite desselben bildete die Abtei-Kirche, aber ehe Vater Willand diese erreichen konnte, stand Graf Meyrand vor ihm.

Gerne wäre der Priester zurückgewichen, aber Meyrand, von einem Halbdutzend französischer und italienischer Soldaten gefolgt, sprang vorwärts und faßte Isabellen am Handgelenk mit eisernem Griffe. Ungeschreckt durch die Gefahr schlug ihm Vater Willand kühn auf die Brust mit dem Rufe: „Zurück, Verräther, laß uns ziehen! Wie wagst Du die geweihte Stelle zu verletzen? wie Dich blicken zu lassen in den Räumen dieses Heiligthums? Den Fluch Gottes über Dich, falscher, blutdürstiger Mann! Hört es, ihr Sol-

daten Frankreichs und Savoyens, dieser Mann ist ein Verräther an seinem Könige und von mir excommunicirt und anathematisirt wegen Entweihung des heiligen Bodens und Einbruchs in das Heiligthum der Kirche. Wer ihm beisteht, theilt seinen Verrath, seine Excommunication und ich gelobe —"

„Du wirst bald nichts mehr geloben, Pfaffe," erwiederte Meyrand mit bitterem Hohnlachen, Isabellen fortwährend am Handgelenke haltend. „Nehmt ihn, Leute, und henkt mir ihn an eine der Zinnen auf. — Doch halt! Ich habe noch mehr mit ihm abzurechnen. Bindet ihn an Händen und Füßen und werft ihn quer über ein Pferd. Wir können hier nicht länger verziehen."

„Was wollt Ihr mit mir, mein Herr?" fragte Isabella. „Ich bitte, laßt meinen Arm los — solche Gewalt steht Euch nicht zu."

„Was ich mit Euch will, Dame?" erwiederte Graf Meyrand. „Was ich mit Euch will? Ihr sollt es hören. Die Ehre wollt' ich Euch schenken, Euer Schicksal mit dem meinen zu vereinen auf immer — meine Stunde ist gekommen, — wie lange ich ihrer genießen darf, weiß ich nicht, aber so lange sie dauert, will ich sie nützen. Ihr seyd mein nun auf immer, und welches Schicksal meiner harrt, verlaßt Euch darauf, Ihr theilt es — Nein, keinen Widerstand, Mädchen, dieser Druck auf Deiner Hand ist das Symbol des Anrechts, das ich auf Dich und Dein Fatum habe, und sey gewiß, er soll nie aufhören. — Aber was für ein Rauch?" fuhr er gegen einen seiner Leute fort, der aus der Kirche

kam, aus deren Thüre ein dichter Rauchqualm hervordrang, während sich innen ein Knistern und Prasseln hören ließ.

„Es ist nur die Kirche, gnädiger Herr," antwortete der Mann mit lautem Lachen. „Ihr hießt uns ja Feuer anlegen und so haben wir Stühle und Bänke aufeinandergethürmt und die Flamme schlägt schon an den getäfelten Plafond. Der alte Sakristan wollt' uns Einhalt thun, da nahmen wir ihn, Mark und ich, in die Mitte und banden ihn oben auf dem Holzhaufen fest."

„Thoren Ihr!" rief Meyrand wüthend. „Es war eine Aeußerung in der Wuth des Augenblicks, nur eine Drohung, nie an die Ausführung gedacht. Kennt Ihr die Kostbarkeit jeder Minute nicht, wißt Ihr nicht, daß wir augenblicklich zurück müssen ins Kastell, um vor Brissacs und seiner Tausende Ankunft mit den Belagerern fertig zu werden? Nein, keinen Widerstand, leichtes Mädchen," fuhr er heftig gegen Isabellen fort — „oder beim Himmel, ich thue Dir, wie diese dem Sakristan! Meinst Du es mit mir aufzunehmen? Fort, fort, nehmt den Pfaffen mit, wir knüpfen ihn über'm Schloßthor auf als ersten Willkomm für Brissac."

Nun faßte er Isabellen in die Arme und mittelst einer andern Thüre befand er sich, die Kirche vermeidend, in kürzester Zeitfrist vor dem großen Abteithore.

Da stand vor dem Portal, inmitten einer Anzahl Mönche, der greise Abt, nicht im Geringsten eingeschüchtert durch die trotzigen Soldatengesichter. Baarhäuptig stand er da, Anathema's auf italienisch und französisch über die sechzig bis siebzig Söldner ergießend, die Graf Meyrand draußen

gelassen. Beim Anblick der Gefangenenen verdoppelten sich seine Flüche, aber Meyrand achtete ihrer nicht, vielmehr horchte er der Meldung eines seiner Diener, der sich augenblicklich beim Herauskommen aus dem Gebäude an ihn drängte.

„Wir haben Eile, gnädiger Herr," sagte der Mann. „Auf den Höhen zeigen sich frische Truppen, schon haben sie ein Feuer eröffnet auf das Kastell von der Stelle aus, wo wir gestern ein kleines, rothes Kreuz gewahrten."

„Zu Pferde dann, zu Pferde!" rief Meyrand, „gegen eine bedeutende Macht läßt sich das Schloß keine Stunde halten. Wir müssen die dortige Mannschaft und den Schatz retten und uns dann auf die Plätze im Rücken zurückziehen — da, Mark," fuhr er gegen einen von denen fort, die aus der Kirche kamen, „Du bist ein entschlossener Teufel — ich selbst mag mit dem Kommando oder dem Gefecht zu thun bekommen. Da, nimm die Dame hinter Dir aufs Pferd und vergiß nicht, daß Dir nichts weiter obliegt, als auf die beste Weise ins Kastell zu gelangen. Binde sie an Deinen Gürtel fest, daß sie nicht entrinnen kann, und wär' irgend Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie in Feindeshände fiele, hörst Du?" — und er flüsterte dem Mann etwas ins Ohr, worüber dieser, mit fragendem Blick ihm ins Gesicht sehend, sagte: „Wie! ein Weib?"

„Nimmst Du Anstand?" fragte Meyrand mit gerunzelter Stirne.

„Nein, nein," sagte der Mann, „ich thue immer, was man mich heißt, wenn ich es verstehe," und nun ward Isabella, in Thränen schwimmend und blaß wie der Tod, hinter den Mann aufs Pferd gesetzt, und mit mehreren ledernen

Riemen an ihn festgebunden. Eine Minute später setzten sie sich scharfen Trotts nach dem Schlosse Robeck in Bewegung. Mit jedem Schritt war das arme Kind einer Ohnmacht nahe, und doch war sie nicht so glücklich, das Bewußtseyn ihrer schrecklichen Lage zu verlieren.

Sie mochten sich dreihundert Schritte oder etwas mehr vom Kloster entfernt haben, und die Vorhut, vom Grafen selbst geführt, hatte gerade den tiefen Fichtenwald, der die Abtei nördlich flankirte, zurückgelegt, als ein scharfes Kleingewehrfeuer begann und vier oder fünf der Vordersten vom Pferde sanken. Der Lärm brachte Isabellen zu sich, sie blickte empor und sah einen Trupp Bewaffneter in vollem Galopp gegen ihre Räuber ansprengen. Einige waren mit Speeren, andere mit Schwertern bewaffnet; mehr zu sehen hatte sie nicht Zeit, als daß die Angreifenden, wenn auch seltsam und ungleich gerüstet, doch einen Kampf der wildesten Art zu bestehen sich vollkommen eigneten. Denn Roß und Mann strotzte von Waffen der manchfachsten Art, deren kunstfertige Handhabung heutzutage für Jeden ihre besondere Schwierigkeiten haben dürfte.

Die Ankömmlinge standen im Augenblick der Schaar des Grafen gegenüber, indem sie im Heranziehen ein wildes, gellendes Geschrei ausstießen. Während Meyrand die Seinen für den bevorstehenden Kampf zu ordnen sich bemühte, lief der Ruf: „Corse de Leon! Corse de Leon!“ durch die feindlichen Reihen, und schien die Herzen der gräflichen Söldner mit banger Furcht zu erfüllen.

Noch eine Minute und die beiden Parteien stießen hart

auf einander und Alles war Streit und Verwirrung. Schwerter blinkten nach allen Richtungen, Pistolenschüsse wurden gewechselt, wobei sich die Mündungen fast berührten, dann löste sich das Ganze in kleine Gruppen auf, Beide, Räuber und ihre Gegner, fochten auf Leben und Tod, und der ganze Raum zwischen Wald und Schloß ward nachgerade zum Schlachtfelde. Wer kann die Gefühle der armen Isabella in diesem Augenblick beschreiben! Sie bemühte sich ein, zweimal ihre Bande zu brechen, aber alle Anstrengung war umsonst und sie konnte nichts thun, als abwechselnd ihre Augen mit den Händen bedecken und dann wieder einen Blick werfen auf die Scene ringsum und ihre Arme ausstrecken gegen einen von der Gegenparthie, der ihr zufällig nahe stand, während Hoffnung und Furcht den schrecklichen Kampf in ihrem Herzen fortsetzten.

Mittlerweile war Mark, in strenger Erfüllung des erhaltenen Befehls, einzig bemüht, sich einen Weg nach dem Schlosse Robeck zu bahnen. Stets wußte er einige Kameraden zwischen sich und den Feinden zu behalten, und wenn er je mit einem der Letztern sein Schwert messen mußte, begnügte er sich mit einem einzigen wohl geführten Streiche und jagte weiter. Aber unter Corse de Leons Schaar befand sich ein Reitersmann, der entschlossen schien, sich zu ihm durchzuschlagen. In voller Rüstung, mit niedergelassenem Visier, die Sporen der Ritterschaft an den Füßen, das gewichtige Schlachtschwert mit der Leichtigkeit einer Binse schwingend, drang der Reiter dreimal in die nächste Nähe Mark's und dreimal warf eine

zufällige Wendung des Gefechts eine andere Soldatengruppe zwischen Beide.

Aber Alles sank vor dem Reiter, und zweimal, als Isabella die erschreckten Augen nach dieser Seite richtete, sah sie durch Staub und Rauch wie er einen von Graf Meyrands Leuten mit Einem Streiche vom Pferde hieb. Mark schien ihm ganz besonders auszuweichen, als wäre er von der Ueberlegenheit dieses Gegners überzeugt, aber gerade als er sich dem Handgemenge zu entziehen gewußt, und nun in vollem Galopp dem Schlosse zu jagte, sah Isabella auch den Ritter aus dem verworrenen Knäuel hervorbrechen, und wüthend nachsetzen. Ein Page folgte ihm mit einem Speere, aber die Entfernung zwischen Verfolger und Verfolgtem ob zwar in Wirklichkeit nicht groß, war in solch heißem Rennen immer beträchtlich. Isabellen sank das Herz vor Furcht, als sie das Pferd des Ritters ihnen nicht sonderlich nahe kommen sah. Allein im nächsten Augenblick löste sich ein anderer Reiter von dem Handgemenge ab, wo Alles in eine Rauch- und Staubwolke begraben war. Der neue Verfolger trug schwarze Rüstung von Kopf zu Fuß, aber sein Pferd war stark und frisch, es trug ihn leicht dahin, und voraussichtlich mußte es ihren Entführer einholen, ehe dieser das Kastell zu erreichen im Stande war. Mark maß die Entfernung mit den Augen, er sah die Unmöglichkeit zu entkommen, und nachdem er sich zweimal nach Isabellen umgesehen, nahm er den Zügel zwischen die Zähne und ohne das Schwert fahren zu lassen, zog er mit der Linken den Dolch aus dem Gürtel.

Isabella verstand nur zu gut seine Absicht. „Schont

meiner! o schont meiner!" rief das arme Kind, aber der Mann murmelte etwas von Pflicht zwischen den Zähnen und drehte sich im Sattel, um den Streich sicherer zu führen. Isabella starrte um sich mit wildem Hülfeschrei, und im selben Augenblick sah sie den schwarzen Reiter hinter ihr die Pistole erheben, obwohl immer mit derselben stürmischen Eile nachsetzend. Sie schloß die Augen und bückte sich so tief ihre Bande es zuließen — ein scharfer Knall folgte — und augenblicklich fühlte sie den Mann, an den sie gebunden, im Sattel schwanken, und von Schrecken und Graus überwältigt, verlor sie alles Bewußtseyn.

Als sie die Augen wieder aufschlug, war sie frei von ihren Banden. Neben ihr lag der Leichnam eines Mannes und zwei ihr wohlbekannte Gesichter sahen aus den offenen Helmen auf sie herab. Das eine gehörte Corse de Leon, das andere Bernharden von Rohan an.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

„Eine glänzende Waffenthat!" rief Brissac, als er den Angriff Corse de Leons und seiner Schaar mit ansah. „Meine Herren, schont die Sporen nicht und schneidet die Verräther wo möglich vom Schlosse ab. De Thermes, wär's nicht besser, die Kanonen im Dorfe nach den Leuten zu richten, die sich der Brücke nähern?"

Seine Weisung wurde befolgt, denn sein Urtheil, seine Erfahrung waren de Thermes zu bekannt, um dem geringsten

Zweifel Raum zu lassen. Das kleine, französische Reiterkorps jagte den Truppen des Grafen Meyrand nach, das Geschütz wurde auf die Flüchtigen gerichtet, und doch entkam die eine Hälfte. Meyrand selbst entwickelte alle seine kriegerischen Eigenschaften, er sammelte seine Truppen, trieb die Verfolger zurück, führte die Nachhut in Person, und es gelang ihm, mit dem Rest das Kastell zu gewinnen.

Mittlerweile ritten Brissac und de Thermes aus dem Dorfe dem Schlachtfelde zu. Auf einer kleinen Höhe machten sie Halt, vo wo sie die Jagd mit ansehen konnten, und solchen Einfluß hat Gewöhnung an Krieg und Blutvergießen auf den menschlichen Geist, daß zwei edle, menschlich fühlende Männer ihre Freude hatten an den manchfachen Wendungen und sonstigen Kriegslisten der Flüchtlinge und ihrer ungestümen Verfolger, obgleich es sich bei diesem Spiele um das Leben vieler Kämpfenden handelte.

„Wen bringen sie dort?“ rief Brissac, indem sein Auge auf eine Gruppe fiel, die Jemanden hertrug. „Ich fürchte, de Thermes, es ist unser armer Freund, der nach so mancher glorreichen That den Tod in diesem Scharmützel gefunden. Corse de Leon kann es nicht seyn, denn sicher ist er dort zu Pferde steigt, der Chevalier.“

„Eine Frauensperson,“ sagte de Thermes; „seht Ihr denn nicht das weiße Gewand, gnädiger Herr?“

„Ha der schöne Flüchtling, es gilt tausend Kronen!“ rief Brissac. „Ich hoffe, es ist ihr kein Unfall begegnet — laßt uns voreilen und sehen. Wollte Gott, wir hätten nur etwas Mannschaft mehr, denn mit dieser Handvoll Leute

können wir dem Feinde den Rückzug das Thal hinauf nicht versperren."

Sie rückten den Ankommenden langsam entgegen und fanden bald ihre Vermuthung bestätigt. Obgleich Isabella, Dank Corse de Leons nie fehlender Hand, die ihren Räuber in demselben Augenblicke durch den Kopf geschossen, da ihr Schicksal besiegelt schien, durch den Fall vom Pferde nur unbedeutend verletzt war, hatte man ihr doch mittelst eines über zwei Lanzen gebreiteten Mantels eine Art Sänfte zurecht gemacht, auf der sie nun dem Dorfe zu getragen wurde. Bernhard von Rohan ging zu Fuß nebenher und sein Page folgte mit dem Pferde. Corse de Leon, der seinen Leuten Befehle gegeben und sie von der Verfolgung zurückgerufen hatte, kam in einiger Entfernung nach. Seine gewöhnliche, ernstruhige Miene hatte ihn nicht verlassen, er bestand all diese Scenen des Kampfs und Blutvergießens mit einer unerschütterlichen Gleichmüthigkeit, als bildeten sie sein eigenstes Lebenselement.

Bei dem kleinen Zuge angekommen, sprang Brissac vom Pferde; er trat zu dem Fräulein und sagte: „Ich hoffe, Ihr seyd unversehrt, obwohl ich nicht begreifen kann, wie Ihr mitten in das Gemetzel kamt."

„Gott sey Dank, ich bin unversehrt," erwiederte sie, „Schrecken und üble Behandlung abgerechnet. Aber ich hoffe, man wird eiligst nach dem guten Vater Willand sehen, den der Wütherich über dem Schloßthore aufzuhängen drohte."

„Sie haben ihn ins Kastell geschleppt," sagte Corse de Leon, der inzwischen herbeigekommen war. „Aber wenn sie ihm auch nur ein Haar auf seinem Haupte krümmen, sollen

sie es bereuen, wie sie selten etwas bereut. — Gnädiger Herr, es ist Zeit, den Sturm zu beginnen. Hinter dem kleinen Hornwerk dort ist ein Theil der Mauer eingefallen. Sie haben nicht Mannschaft genug, den Fleck zu besetzen, und sind wir einmal dort, ist das Schloß unser. Habt Ihr Leitern zur Hand, General?"

„Wenige, sehr wenige," sagte de Thermes, „und keine von den besten."

„Sie thun's — sie thun's!" erwiederte Corse. „Steh' ich nur einmal auf der Zinne, jo sollen sie mich nicht so leicht delogiren. Her mit den Leitern! Seht, sie eröffnen ihr Feuer auf uns hier. — Bringt das Fräulein weg!"

Bernhard hatte Isabellen einige Worte zugeflüstert, nun beugte er sich über sie, und küßte ihre schöne Stirne mit tröstendem Zuspruche und dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens. Sie wußte, wohin er ging und die schreckliche Scene, die sie so eben bestanden, drückte ihrem Geiste um so lebendiger die Möglichkeit auf, daß die nächste Stunde, die nächste Minute, ihr den Geliebten auf immer entreißen könne. Und doch hätte sie ihn nicht um die Welt zurückhalten, auch nicht ein Wort des Zweifels, des Bangens vorbringen mögen, geeignet das Feuer des Muths in seinem Auge zu dämpfen.

„Gottes Schutz und Segen über Dir, Bernhard!" sagte sie, „wie er immer dem Guten und Braven zu Theil wird." Dann bedeckte sie sich die Augen, um die herabfallenden Tropfen zu verbergen, und ließ sich von den Soldaten ins Dorf tragen.

Ihr Geliebter sah ihr einen Augenblick nach, dann kehrte er sich, seine Gedanken einzig der bevorstehenden Waffenthat zuwendend, gegen Brissac um. Der Marschall ergriff seine Hand und sagte, nach dem Visier weisend, mit Lachen: „Das sollte unten seyn, lieber Freund. Doch es ist ja ein Augenblick, wo keiner den andern kennt. Herr von Thermes ist Oberbefehlshaber, ich bin hier nicht Marschall Brissac, und Ihr seyd natürlich keinem von uns bekannt als unter dem Namen des tapfern Unbekannten, der innerhalb vierunddreißig Tagen die Fahne Frankreichs auf den Mauern von fünf Festungen aufgepflanzt.“

„Noch eine halbe Stunde,“ sagte Corse de Leon mit ernstem, bedeutungsvollem Lächeln, „noch eine halbe Stunde, und er hat Gesicht und Namen vor Niemand mehr zu verbergen nöthig. — Kommt, Baron, kommt! In diesen Mauern ruht Euer Schicksal und Glück. Ich sagt' Euch, Corse de Leon würde Euch mit all Eurem Ruhm auf den Pfad der Ehre leiten, er, der Räuber würde ungeschehen machen, was Könige über Euch gebracht. Hier sind die Leitern — kommt, laßt sehen, wer von uns zuerst im Schloß ist. Herr von Brissac, bleibt hier, und macht den Kampfrichter zwischen uns, aber seyd zum Einzug bereit, denn lebt einer von uns, er oder ich, am Ende der nächsten halben Stunde, so stehen die Thore offen und die Zugbrücke ist niedergelassen.“

„Wir wollen sehen,“ sagte Bernhard lachend, „wir wollen sehen. Gebt mir ein Banner!“

„Nun Freunde,“ rief Corse seinen Genossen zu, die inzwischen, vom Pferde gestiegen, sich in eng geschlossenen

Reihen aufgestellt hatten. „Nun Freunde, Jeder von uns mag was zu bereuen haben; die Zeit ist da, durch große und gute Thaten unsere Schuld zu tilgen und sie auf die Köpfe der Rebellen dort in jenen Mauern zu wälzen. Mir nach! und schwankt einer, so stoße ihm sein Nebenmann den Dolch in die Kehle, daß die Welt in dem Glauben verbleibt, es gebe keinen Feigling unter uns."

Nun eine Leiter in der einen, das gezogene Schwert in der andern Hand stürzte er vor an der Spitze seiner Mannschaft, gerade auf das erwähnte Hornwerk los. Es war unbesetzt, und die Stürmenden gelangten ohne Widerstand bis zur Bastion, wo durch Zufall ein Theil der Mauer eingestürzt war. Hier aber war die ganze Besatzung zu Abschlagung des Sturms versammelt und eröffnete ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden. Mehrere fielen als sie kaum das Hornwerk passirt hatten, und Brissac und de Thermes, über den Ausgang besorgt, ritten vor und kommandirten eine kleine Abtheilung Arquebusiere, den Angriff zu decken.

Bald befanden sich die beiden Generale an einer Stelle, wo sie Alles deutlicher sehen konnten. Obgleich die Mauer auf der Angriffsseite mit einer Rauch-Wolke und Flammen verhüllt war, konnten die beiden Herren doch erkennen, wie Mann an Mann auf den festangelegten Leitern emporstieg, und sich durch die entgegenstarrenden Piken und Schwerter einen Weg bahnte. Von Seite der Belagerten war jedes Mittel aufgeboten, den Angriff abzuschlagen, es regnete Steinmassen auf die Köpfe der Stürmenden, lange Piken und Hacken drohten überall, sie von der Leiter loszumachen und in

den Graben zu stürzen, überhaupt sah man der Vertheidigung an, daß sie von Männern kam, die mit dem Muthe der Verzweiflung fochten. Aber dennoch brachen sich die Räuber Bahn, und obwohl man mehr als einmal bald Freund bald Feind häuptlings durch Flamme und Rauch herabstürzen sah, ließ sich doch an dem Vorschreiten der blinkenden Schwerter und erhobenen Piken erkennen, daß der Kampfplatz sich höher hinauf zog, bis zuletzt Viele der Stürmenden die Spitze der Mauer gewonnen hatten. Langsam verzog sich die Rauch- und Flammenwolke und man sah, wie die Vertheidiger in hartnäckigem Kampfe längs der Zinnen zurückgedrängt wurden. Aber plötzlich erfolgte eine laute Explosion, als spränge ein Magazin, eine Mine in die Luft, indem zugleich ein dichter, schwarzer Dunst die ganze Scene in undurchdringliches Dunkel hüllte.

In bangem Schweigen sahen sich Brissac und de Thermes an, aber gleich darauf trieb ein leichter Luftzug die Wolke hinweg, auf einer vorspringenden Ecke der nächsten Mauer stand Bernhard von Rohan, das Banner Frankreichs schwingend zum Zeichen des errungenen Siegs.

„Nun lieben Freunde," rief Brissac den Offizieren in seinem Gefolge zu, „nun seht Ihr, was diese Räuber vermögen, wenn sie mit Leib und Seele bei einer Sache sind, und Keiner sage mehr, ich hätte Unrecht, sie zu verwenden. Aber kommt, das Schloßthor ist offen, und irr' ich mich nicht, so steht Corse de Leon selbst an der Zugbrücke. Auf und hinein! Einer von Euch reite ins Dorf hinab, dem schönen Fräulein zu melden, daß Alles im Reinen und der Platz genommen ist."

Nur zögernd unterzog sich einer der Botschaft, denn Alle wünschten Brissac zu folgen, der nun mit de Thermes und der kleinen Abtheilung Arquebusiere, welche die Stürmenden unterstützt hatte, vorrückte.

Corse de Leon hatte sich schon wieder von der Brücke entfernt, und nur einer der Räuber stand am Thore. Sogleich besetzten die Arquebusiere verschiedene Punkte und Brissac und sein Gefolge ritten in den Hof, wo sie abstiegen. Dann begaben sie sich in den großen Schloßsaal, drei Verwundete lagen darin, sonst aber war Niemand zu sehen als Rohans Page, welcher seinen Herrn unversehrt durch die Tagesarbeit begleitet hatte.

„Wo ist Dein Herr, guter Bursche?“ fragte der Marschall. „Du bist ein tapferer, junger Krieger, wie ich je einen sah, und sollst nicht vergessen werden.“

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der Junge vor Freude erröthend, „mein Herr sucht Jemanden auf mit dem Chevalier Lenoir.“

„Ist Graf Meyrand todt oder gefangen?“ fragte Brissac.

„Er ist durch die Hinterthüre entronnen, heißt es, gnädiger Herr,“ war die Antwort, „und mit fünf bis sechs Mann das Thal hinauf; alle andern sind todt oder gefangen.“

„Habt Ihr einen guten Priester gesehen, den sie herschleppten?“ fragte Jener. „Ich hoffe, sie haben unserem armen Freunde kein Leid gethan, der uns so oft im Lager und bei Hof in heitere Stimmung versetzte, und dabei eine so ehrliche Haut war.“

„Ach nein, gnädiger Herr!“ erwiederte der Knabe.

„Es ist kaum eine Minute, daß ich Vater Willanden sah, ja ich half mit meinem eigenen Dolche seine Bande zerschneiden. Er hört droben eines Sterbenden Beichte, der, wie verlautet, Befehlshaber hier war vor des Grafen Ankunft.“

„Gehen wir hinauf,“ sagte Brissac, „es ist da noch etwas ins Klare zu bringen. Corse de Leon ist nicht der Mann, sich unüberlegt zu äußern, und er versprach Dinge, die ich erfüllt sehen möchte.“

„Sie durchwanderten nun alle Zimmer zu ebener Erde, trafen zwar da und dort einige der Sieger, aber nirgend die, welche sie suchten. Endlich drangen ihnen in der Nähe eines niedern Kreuzgangs, der mittelst einer Treppe zu den untern Gewölben und Kerkern zu führen schien, Stimmen entgegen, und ein paar Minuten später sahen sie Corse de Leon mit Bernharden von Rohan und zwei oder drei Fackelträgern in lebhaftem Gespräch die Stufen heraufkommen.“

Die ersten Worte, die Brissac verstand, kamen von Rohan. „Es wäre nun Zeit, lieber Freund,“ äußerte er sich, „daß Ihr mir sagtet, wen und was wir denn eigentlich suchen.“

„Wir suchen die einzige Person,“ erwiederte Corse, „die Euch auf einmal reinigen kann von dem angeschuldigten Verbrechen. Kehren wir zu dem Sterbenden oben zurück, ich finde Mittel, ihm das Geständniß abzudringen, denn er muß es wissen. — Ah, gnädiger Herr,“ fuhr er, den Marschall gewahrend, fort, „willkommen im Schlosse Robeck! Tretet ein hier in die sogenannte steinerne Halle, und schenkt gefälligst meinen Worten Gehör.“

„Dieser Edelmann hier,“ fuhr er, in dem großen, gepflasterten Raum angekommen fort, „ist durch den schlechten Mann, dem vor Kurzem noch diese Schlösser gehörten, einer blutigen That bezüchtigt worden, die er niemals begangen. Aber da die Gesetze der Menschen nur gemacht sind zur Qual des Unschuldigen und zum Schutze des Schuldigen, so ward der Angeklagte schnell zum Verurtheilten, und man hielt es für große Gnade, daß man ihn mit der Tortur verschonte, um ihm mit Gewalt eine That auszupressen, von der er nichts wußte. Bald wäre er auch noch hingerichtet worden, hätte er nicht zu entwischen gewußt, auf eine Weise, gnädiger Marschall, die ich hier nicht zu erwähnen brauche. Einige Monate später traf ein bescheidener Mann, aber von tüchtigem Herzen und einer guten Klinge, den italienischen Bravo, auf dessen Aussage — er war der Hauptzeuge — französische Richter einen französischen Edeln von unbefleckten Namen verurtheilt, ein französischer König den geringsten Gnadenact verweigert hatte. Der bescheidene Freund bedurfte keines Zeugnisses, als seiner eigenen Erfahrung, daß jener Bravo ein Mörder und Schurke war. In Gemäßheit seines eigenen Codex der freilich kürzer, praktischer, gerechter ist, als die Gesetzbücher der großen Städte, schritt er alsbald zu Bestrafung des Missethäters, den er zugleich zwingen wollte, den wahren Thäter des Acts, dessen er einen Andern angeklagt, anzugeben. Um der Umschreibung ein Ende zu machen, und da ich weiß, daß ich Euch vertrauen kann, sag' ich mit dürren Worten: der Bravo war kein Anderer, als Geronimo, der gedungene Mordknecht und dienstwillige Schurke

des Gebieters von Masseran, und der ihn eines Tags in den Wäldern und Sümpfen Chalamonts traf, war Corse de Leon. Sie fochten miteinander, der Räuber wollte aber seinen Feind nicht tödten, um ihm die Wahrheit über den Tod Heinrichs von Brienne auszupressen. Freilich ging es für den Bravo ohne eine tüchtige Wunde nicht ab, an der er später starb, aber vor seinem Ende gestand er zwei Dinge, daß Bernhard von Rohan keinen Theil an der That gehabt und — Ha! Vater Willand! Der Mann droben ist doch nicht todt, ist er?"

„Es muß ein Verwundeter in der Nähe seyn," sagte Brissac, ehe der Priester antworten konnte, „ganz gewiß hört' ich so eben einen erstickten Schrei wie von einem Flehenden. Man stehe den Verwundeten bei, wer sie auch seyen."

„O wie einfältig sind die Füchse dieser Erde," rief Vater Willand, der eben eintrat, „aber kein Wunder, wenn die Wölfe Milch lecken und die Löwen nach Art der Käzlein miauen. Aus dem Wege, Bernhard von Rohan, Ihr Hochzeitmacher ohne des Königs Erlaubniß! Wohl seyd Ihr tüchtig gestriegelt worden für Eure fünfminutenlange Rebellion. Weg da Marschall von Brissac! — denn sind Eure Augen scharf genug, die Unschuld des Freundes zu erkennen, habt Ihr doch nicht genug Witz gehabt, sie zu beweisen. Weg da auch Corse de Leon! — wohl habt Ihr einen Faden gesponnen, so lang als irgend eine Alte im Lande, aber Ihr wußtet ihn nicht zu Ende zu führen. Vater Willand dagegen, der arme, verachtete Vater Willand, dem noch alle Glieder wehe thun von seinem letzten Ritte, den er, übergewor-

fen gleich einem Sack Weizen, auf den Hüften einer harttrabenden Mähre vollbrachte, ist erkohren zu Vollendung des großen Werkes! Schafft mir zwei tüchtige Stricke, und seht nach einer Flasche guten Weins, wenn anders eine im Schlosse aufzutreiben, und auch einem Bissen Brod für einen hungrigen Magen."

„Was soll all das?" sagte Brissac etwas scharf. „Meint' ich doch so eben wieder das Gewinsel zu hören."

„Und so ists auch, mein edler Marschall," erwiederte der Priester. „Ihr würdet mich aber sehr verbinden, wolltet Ihr bei Seite treten von der Tafel, um die Ihr Euch postirt. Nun, Bernhard von Rohan, zwingt Euren Dolch in die Spalte da zwischen die beiden Steine, den schwarzen und den andern, und hebt mir erstern heraus!"

Die Herren zogen sich auf des Priesters Geheiß zurück, und gerade unter dem Tisch zeigte sich ein viereckigter Stein von etwa 3 Fuß im Umfang, etwas dunkler als die andern und bei genauer Untersuchung augenscheinlich mit ihnen nicht verbunden. Bernhard that nach des Priesters Verlangen, aber der Stein wollte anfangs seiner ganzen Kraft nicht weichen. Bernhard trat auf die andere Seite und brachte auch hier seinen Dolch an, und nun ging der Stein mühsam in die Höhe und die Mündung einer Grube, oder besser gesagt, eines Lochs wurde sichtbar, worin nicht die geringste Spur von Tageslicht zu erblicken. Entsetzen ergriff die Anwesenden, aber ihr Gefühl steigerte sich noch, als eine Stimme aus der Tiefe drang: „O Gott! kommt Ihr, mich zu erlösen? Habt Erbarmen, habt Erbarmen!"

„Himmel und Erde!“ rief Bernhard, „die Stimme sollt' ich kennen.“

„Stricke her! Stricke her!“ rief der Marschall, aber ohne zu warten, warf sich Bernhard auf den Boden über dem Loche und streckte soweit er konnte, den Arm hinab mit dem Rufe: „Könnt Ihr meine Hand fassen?“ Corse de Leon that dasselbe auf der andern Seite und die vereinte Körperkraft der beiden starken Männer schaffte ein bleiches, dünnes, schmutzbedecktes Wesen ans Tageslicht, mit einem Gewande bedeckt, das einst reich gewesen, nun aber zu eckelhaften Lumpen zerfallen war.

Kaum befand sich der Auferstandene auf festem Boden, als Bernhard ihn mit der einen Hand zurückhaltend, mit wildstieren Augen anblickte. Dann mit dem Ausrufe: „er ists, er ists!“ schlang er seinen Arm um ihn und Heinrich von Brienne sank an seine Brust.

Seltsam, wie die Geschichte klingt, halte sie der Leser ja nicht für erdichtet, denn dem ist nicht so, vielmehr finden sich alle wesentlichen Umstände in der Lebensbeschreibung des Marschalls von Brissac verzeichnet. *

„Flößt ihm etwas Wein ein,“ sagte Vater Willand, der durch seinen Beruf mit den Wirkungen großer Gemüthser=

* Unter den wesentlichen Umständen verstehe ich den vermutheten Mord, die Verurtheilung des Freundes, das Geständniß des Dieners auf der Folter und die endliche Entdeckung des vermeintlichen Todten. Und zwar befand sich dieser in einem der Kastelle des Herrn von Masseran, in einem schmutzigen Loche unter dem gepflasterten Boden. Auch andere Einzelheiten, die hier erzählt wurden, sind der wahren Geschichte entnommen.

schütterungen vertraut, sich einen Begriff machen konnte von dem gegenwärtigen Seelenzustand des armen Jünglings und den wahrscheinlichen Folgen.

Aber ehe man ihm Beistand irgend einer Art leisten konnte, fiel Heinrich ohnmächtig zu Boden, und es vergieng einige Zeit, ehe er wieder zu sich kam. Bernhard, der Page und der Priester warteten ihm ab, während de Thermes die militärische Runde durch das Schloß machte. Brissac wendete sich zu Corse de Leon und sagte: „Ein neues Mirakel, gleichfalls Euer Werk, lieber Freund! Ihr wart gerade bei dem zweiten Bekenntniß jenes so gerecht bestraften Menschen angekommen: betraf es die Thatsache, die sich uns hier enthüllte?"

„Das nicht," erwiederte Corse de Leon. „Er anerkannte, daß Bernhard keinen Theil an der That habe und fügte bei, ich würde hier einen finden, der alles aufklären werde. Er sprach verwirrt und hastig, denn sein Bekenntniß kam unmittelbar vor seinem Tode. Die andere Mittheilung, deren ich vorhin erwähnt, ist, daß der Leichnam, den man im Walde gefunden, nicht der des Grafen von Brienne war, sondern seines Dieners, welcher in Vertheidigung seines Herrn das Leben verloren. Ich hatte eine vage Hoffnung, es möchte so seyn, wie es sich erwiesen, denn Geronimo läugnete hartnäckig bis zu seinem letzten Athemzuge, daß er den Grafen getödtet. Aber seht, gnädiger Herr, er kommt zu sich, er wird Euch mehr sagen."

Heinrich von Brienne hatte jedoch nur wenig beizufügen. Wein und Speise gaben ihm etwas Kraft, und nun

erzählte er, indem sich alle um ihn drängten, den Vorfall zwischen ihm und Bernhard von Rohan ganz dem Berichte seines Freundes gemäß.

„Ich war toll," sagte er, sich zu dem jungen Kavalier wendend, „rein toll, glaube ich. Aber die Ursache meines ganzen Benehmens war, daß ich mich feierlich verpflichtet hatte, Dich und Isabellen von einander zu trennen. Nun wußte ich nicht, wie das anzufangen — ich war verwirrt und verlegen, und wie mir oft früher begegnet, ich handelte ungestüm, rasch, unrecht, um mich von einer schwierigen Lage zu befreien, mit der ich nicht zurechtzukommen wußte. Was ich vor Allem zu vermeiden suchte, war, daß wir Beide zu gleicher Zeit meine Schwester auffinden sollten. Und doch, da sie allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt seyn konnte, mocht' ich das Suchen nicht aufgeben, noch von Dir es verlangen. Mißmuthig über mich und Alles um mich her, beschloß ich Dich von mir zu treiben, und Deine Beharrlichkeit, mich zu begleiten, diente nur, mich noch mehr aufzubringen, meine Stimmung bis zum Wahnsinn zu treiben. Mein Benehmen weißt Du, ach! nur zu gut; nach Deiner Entfernung setzte ich über den Strom und näherte mich Bourg, als mir einfiel, daß ich meinen Diener zurückgelassen und Botschaft erwartete von dem Schurken Masseran. Deßhalb kehrte ich gegen Nantua zurück, nachdem ich in einer Hütte auf jener Seite des Flusses übernachtet hatte. Nach einem achtstündigen Ritte traf ich die Leute, die ich suchte, und die mir nachgeeilt, bei einem Dorfe. Sie waren zu vieren, mein Diener und drei von Masserans Leuten, an ihrer Spitze Gero-

nimo, der mir mit affectirter Theilnahme erzählte, daß er sehr um mich besorgt gewesen, weil er zu Ceyserat gehört, daß Du allein durchpassirt wärest. Er habe im Walde nachgesucht, Blutspuren gefunden und habe sich dann alsbald aufgemacht, mich zu suchen. Da er mir neue Instructionen, scheinbar vom Könige selbst, brachte, worin mir aufs Strengste anbefohlen war, jede Communication zwischen Isabellen und Dir zu verhindern, so theilte ich ihm die Ursache unserer Trennung und den vorangegangenen Unfrieden mit. Ob er ausdrückliche Weisung hatte, sich meiner zu bemächtigen, oder ob der teuflische Gedanke jetzt erst in ihm aufstieg, weiß ich nicht, aber er drang in mich, in seiner und der Andern Begleitung Dir nachzusetzen, ehe Du Isabellen fändest, die nach unserer Vermuthung die directe Straße nach Macon verlassen haben mußte. Durch Wald und Furth, die ich früher passirt, meinte er, würde ich einen beträchtlichen Vorsprung gewinnen und während wir im Gespräche über die letzten Pariser Vorfälle denselben sandigen Pfad hinritten, auf dem Du mir früher gefolgt, warf er sich plötzlich auf mich, und ehe ich mich vertheidigen, ja nur einen Versuch dazu machen konnte, sah ich mich vom Pferde gerissen, an Händen und Füßen gebunden, und mit dermaßen verstopftem Munde, daß ich keinen Laut von mir geben konnte. Inzwischen hatte der arme Bursch, der mir folgte, das Schwert gezogen und beinahe einen der Verräther überwältigt, aber die andern stürzten sich auf ihn, so wie sie mit mir fertig waren, und ich hatte den abscheulichen Anblick, ihn vor meinen Augen ermorden zu sehen. Dann zogen sie ihm die Kleider

aus, und legten ihm eines der meinen an, das sie im Felleisen fanden, und ich errieth ihre Absicht, der Welt glauben zu machen, daß ich todt wäre, wie sie ohne Zweifel gethan haben. Zwei schleppten den Leichnam weg, während der Dritte bei mir blieb, und kamen erst nach einer Stunde zurück, dann trugen sie mich in den tiefsten Theil des Waldes und erwarteten den Eintritt der Nacht. Als es dunkel geworden, ward ich auf ein Pferd gebunden und fand mich nach langem Tagemarsch in Savoyen. Den nächsten Tag brachten wir in den Bergen zu, einer holte Lebensmittel in einem Städtchen oder Dorfe, und in der folgenden Nacht ward ich hieher geschleppt. Seither war dieses Loch meine beständige Wohnung. Das Licht dringt durch eine kleine Oeffnung im Felsen, und Speise ward mir herabgelassen mittelst eines Hackens an einer dünnen Schnur und zwar jedesmal in der Nacht. Warum sie meines Lebens schonten, weiß ich nicht, auch ist es wohl eine seltsame Erscheinung, daß ich trotz meines schrecklichen Zustands den Tod weder suchte noch wünschte. Immer blieb mir die Hoffnung — ich könnt's eine Ahnung nennen — mein Schicksal würde sich ändern, und selbst aus der Tiefe meines Elends schöpfte diese Hoffnung Licht. Denn ich hielt es für eine Unmöglichkeit, daß mich der liebe Gott immer in diesem Zustand lassen werde, so unrecht ich auch dem Freunde meiner Jugend gehandelt haben mochte."

„Und dieser Freund, mein guter junger Herr," sagte Marschall Brissac, „ist seither Eurer Ermordung angeklagt und verurtheilt worden. Er entkam aus dem Gefängniß,

und diente hier in der Verbannung seinem Vaterland zu derselben Zeit, wo ihm die ungerechte Handlung widerfuhr. Auch Eure Schwester ist flüchtig, aber nun glücklicher Weise im Dorf unten in Sicherheit, und es mag Euch die Freude beschieden seyn, auf immer den Flecken von Eures Freundes Ehre zu entfernen und so viele Segnungen über ihn zu bringen, als er in letzter Zeit Kummer und Elend erdulden mußte."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Es war um vier Uhr Nachmittags an demselben Tage, und Bernhard von Rohan saß drunten in einer Hütte des Dorfs neben Isabellen, ihre rechte Hand fest in der seinen, während ihre Linke in der ihres Bruders ruhte. Da trat Marschall Brissac in den kleinen Raum mit einer Stirne, nicht blos ernst und nachdenklich, sondern selbst traurig. Ein Edelmann mit strenger Miene folgte ihm, und diesem zwei bis drei unbewaffnete Diener, die, nach ihrem bestaubten Anzuge zu schließen, heute einen tüchtigen Tagmarsch zurückgelegt haben mußten.

„Lieber Rohan," begann Brissac, „ich glaube, es ist nun einmal in dieser Welt so angeordnet, daß kein glücklicher, erfolgreicher Tag zu Ende gehen soll ohne einen bittern Beischmack, und so, fürcht ich, erwährt es sich auch an Euch, obwohl das Bittere in Vergleich mit dem Süßen dieses Tags

sich als unbedeutend darstellen mag. Ich weiß nicht, kennt Ihr Herrn von Nansé, aber ungern eröffne ich Euch, er kommt von Seite des Königs, der nach erhaltener Kunde von Eurem Zufluchtsort ihn mit dem Befehl absandte, Euch gefangen nach Paris zu bringen."

„Ein glücklicher Umstand," sagte Bernhard zu Nansé, der den Posten eines Offiziers in Heinrichs Leibwache bekleidete, „ein glücklicher Umstand, daß Ihr nicht einen Tag früher gekommen, sonst hätt' ich die unzweifelhaften Beweise meiner Unschuld noch nicht entdeckt gehabt."

„Allerdings ein sehr glücklicher Umstand," erwiederte Nansé steif, „denn der König befahl mir, trotz der Dienste, die Ihr hier geleistet haben sollt, Euch in Ketten nach Paris zu bringen."

Bernharden stieg die Röthe ins Gesicht; „fürwahr etwas hart," sagte er, „und obwohl ich seltsamerweise für den Tod eines Menschen verurtheilt worden, der bis diesen Tag leibt und lebt, so würde mich dennoch ein Transport in Ketten und Banden wegen eines Acts, den ich nie begangen, nicht wenig überrascht haben. Hier, mein Herr," fuhr er, durch die kalte, höhnische Miene Nansè's gereizt, fort, „hier ist Graf Heinrich von Brienne, den ich nach dem hochweisen Erkenntnisse verschiedener superkluger Herren im Châtelet getödtet haben mußte."

„Ich habe die Ehre, mich des Herrn von Brienne wohl zu erinnern," erwiederte Nansé, „und der Augenschein, der mir hier zu Theil wird, überhebt mich der Nothwendigkeit, Euch in Fesseln zu legen, nicht aber des Auftrags. Euch nach

Paris zu bringen. Der König hat noch andere Dinge mit Euch abzuthun, mein Herr. Unter andern liegt die Anschuldigung gegen Euch vor, das Schwert innerhalb des Burgfriedens gezogen zu haben. Dasselbe Vergehen ward strenge geahndet an meinem armen Vetter Meyrand, so daß er aus Verzweiflung zur Rebellion getrieben wurde. Voraussichtlich wird es Euch der König gleichfalls nicht nachsehen."

„Ich hatte wirklich," versetzte Rohan, „Eure nahe Verwandtschaft mit Herrn von Meyrand vergessen. Inzwischen dem königlichen Willen muß Folge geleistet werden und das soll geschehen ohne weitere Worte von meiner Seite, denn ich kann mich vollständig rechtfertigen, das weiß ich gewiß. Da der Erfolg meine Unschuld hinsichtlich der Hauptanklage bewiesen, wird man mir auch glauben, wenn ich meine Unschuld betheure hinsichtlich der andern. — Theuerste Isabella," fuhr er fort, „ich fürchte, wir müssen uns trennen."

„Ja Bernhard," sagte sie, indem ein Lächeln durch die Thränen brach, die sich in ihren Augen sammelten, „aber dießmal scheiden wir in Hoffnung, das letztemal wars in Verzweiflung."

„Was Euer endliches Loos auch seyn mag, mein Herr," sagte Nansé etwas milder, „für jetzt wird das Fräulein nicht weit von Euch entfernt, obgleich eine Trennung stattfinden muß. Der König weiß, daß sie sich an die savoyische Grenze geflüchtet, und ich habe gleichfalls Befehl, sie nach Paris zu bringen, und zwar Euch so schnell als möglich, während ich sie der Aufsicht eines meiner Begleiter übergeben soll, der

bei Beschleunigung seiner Reise ihrer Convenienz möglichste Rechnung tragen wird.“

Bisher hatte sich Heinrich von Brienne ruhig verhalten und Brissac biß sich vor Aerger in die Lippe. Als aber die Rede auf seine Schwester kam, fuhr der junge Graf auf, sein todtblasses Gesicht färbte sich mit der Röthe der Entrüstung und er rief: „Meine Schwester soll nach Paris kommen, aber nicht unter der Aufsicht eines Eurer Begleiter, so lang ihr Bruder noch einen Arm hat zu ihrem Schutze, und ein Recht, sie zu führen und zu bewachen.“

Nansé maß ihn eine Weile mit wegwerfender Miene, dann wendete er sich zu Brissac und sagte: „Ihr kennt des Königs Befehl, Herr von Brissac, es ist nun an Euch, ihm Geltung zu verschaffen.“

Heinrich wollte mit seiner gewöhnlichen, wilden, unbeugsamen Heftigkeit losbrechen, aber der Marschall legte sich ins Mittel mit den Worten: „Herr von Nansé, als Euch der König den Befehl gab, ließ er sich nicht das Geringste träumen von dem außerordentlichen Wechsel der Sachlage, die heute vor sich gegangen. Er wußte nicht, daß Herr von Rohan durch eine zufällige Entdeckung gänzlich befreit werden würde von dem gegen ihn erhobenen Bezüchte, und daß, da die andere Anklage von denselben Leuten herrührt, welche die falsche und erlogene Hauptbeschuldigung gegen ihn vorgebracht, jene voraussichtlich eben so falsch und erlogen sich darstellen wird. Ebensowenig wußte der König, daß der Bruder des Fräuleins von Brienne am Leben und

gegenwärtig und bereit ist, sie an Seiner Majestät Hof zu führen; daher —"

„Aber es ist nun einmal nothwendig, mein Herr," fiel Nansé heftig ein, „und ich bestehe darauf, daß —"

„Unterlaßt das Stirnerunzeln, mein Herr," unterbrach ihn der Marschall, „und maßt Euch ja nicht mehr das Wörtlein „bestehen" in meinem Gouvernement an. Herrn von Rohan werde ich Euren Händen überliefern mit dem Beding und der Voraussetzung, daß Ihr ihn mit aller einem Edelmann gebührenden Rücksicht und Artigkeit behandelt, wohl wissend, daß der einzige, wesentliche Grund Eurer Mission beseitigt ist. Was das Fräulein betrifft, so denke ich werden Seiner Majestät Befehle genügend befolgt, wenn mein junger Freund, ihr Bruder hier, sie in passender Eile an das Hoflager zu geleiten verspricht."

„Schon gut, mein Herr," sagte de Nansé, „beliebt Ihr die Verantwortlichkeit auf Euch zu nehmen, so mögen auch die Folgen über Euer Haupt kommen."

„So sey es," versetzte Brissac. „Nie bin ich vor irgend einer Verantwortlichkeit zurückgeschreckt, überdieß nehm' ich es auf mich, die Zeit der Abreise festzusetzen und zwar auf morgen früh. Herr von Rohan befindet sich diesen Abend zu ermüdet durch große Anstrengungen im Dienste des Königs, um die Reise ohne vorher genossene Ruhe anzutreten — Bernhard," fuhr er, zu diesem sich wendend fort, „Ihr müßt Euch jetzt als in meiner Haft befindlich betrachten, indem ich, die Rolle Eures Pathen übernehmend, für Euer Erscheinen bei Hofe einstehe. Ich gehe nun, einen Trom-

peter an die mailändische Grenze abzuordnen zu Verkündigung des geschlossenen Friedens und Behufs augenblicklicher Einstellung der Feindseligkeiten auf allen Punkten. Zugleich werde ich die Auslieferung des Grafen Meyrand als Verräthers und Rebellen verlangen. Wohl dürfte diesem Herrn seine Rechtfertigung schwerer werden, als Denen, die er anklagt. — Herr von Nansé, Ihr erzeigt mir die Ehre und speist mit mir zu Nacht in Herrn von Thermes Quartier. Rohan, ich erwarte Euch dort eine Stunde vor Schlafengehen." Mit diesen Worten trat er zurück, Herrn von Nansé den Vortritt lassend, und verließ unsere kleine Gruppe, wie er sie gefunden.

Noch ein paar Stunden giengen ungeachtet dieser peinlichen Unterbrechung in einer Seligkeit vorüber, wie sie Bernhard und Isabella seit mehreren Jahren nicht zu Theil geworden. Keines von Beiden ließ sich einen Augenblick träumen, daß ihnen noch mehr Prüfungen vorbehalten seyn könnten, geschweige daß die Anschuldigung wegen Verletzung des Burgfriedens nicht wie eitler Dunst in ihr Nichts zerfließen würde. Die Ereignisse dieses Tages waren Beiden so schön und glücklich gewesen — Heinrichs fast buchstäbliche Auferstehung aus dem Grabe — Rohans Ehre von dem leisesten Hauche des Verdachts gereinigt — Isabellens Befreiung aus den Händen Masserans und Meyrands — alles war so recht geeignet, die Liebenden mit neuer Hoffnung, mit fast prophetischen Visionen künftiger Glückseligkeit zu beleben. Ihr Inneres glich jenen glanzvollen goldenen Sommertagen, die wir in ihrer Kraft und Majestät nicht untergehen sehen können,

ohne die Voraussicht eines gleich herrlichen Morgens, mögen auch einige unbedeutende Wölkchen am westlichen Horizont sich zeigen.

Endlich näherte sich die Stunde der Ruhe, und Bernhard schickte sich zum Abschiede an. Er drückte Isabellen zärtlich ans Herz, blickte einen Augenblick seufzend und doch lächelnd auf den Ring, den sie noch immer trug, denselben, den er vor bald einem Jahr am Altar an ihren Finger befestigt, aber sein Herz war fest und treu, er führte ihre Hand zu seinen Lippen, drückte einen zärtlichen Kuß darauf, und entfernte sich.

Bei seiner Ankunft in Brissacs Quartier hatte sich der Marschall schon von der Tafel erhoben, während die Andern nach Soldaten Sitte zu Ehren des gewonnenen Siegs mit Schmausen und Jubeln fortfuhren. Brissac befand sich in einem andern Zimmer, aber nicht allein, denn neben ihm saß Vater Willand, welcher ihm gerade erzählte, wie er durch die Worte des sterbenden Offiziers dem Kerker Heinrichs von Brienne auf die Spur gekommen.

Früher hatten sie sich von etwas Anderem unterhalten, und gleich nach Rohans Eintritt kam Brissac darauf zurück.

„Ich möchte noch vor Eurer Abreise mit Euch zu Rathe gehen, Rohan,“ sagte der Marschall, „denn dieser Friedens-Vertrag bringt mich in mehrfacher Beziehung in Verlegenheit. Was Euer eigenes Schicksal betrifft, so halt' ich, trotz aller Hindernisse, die Euch die üble Gesinnung Nansé's und der andern mächtigen Verwandten Meyrands noch bereiten mag, Euer Glück so gut als gesichert. Allein einem andern

Freunde gegenüber, dem ich große Verbindlichkeiten zu haben ohne irgend eine Anwandlung von Schaam gestehe, befinde ich mich durch diesen Frieden in einer sehr peinlichen Lage. Ihr begreift leicht, daß ich Corse de Leon meine. Bei meiner Ankunft in Piemont war ich fest entschlossen, alle die verschiedenen Räuberbanden zu vertilgen, die sich über das Land verbreitet hatten, und Ihr erinnert Euch, daß es an vielen Hinrichtungen nicht fehlte. Namentlich stand mein Entschluß fest in Beziehung auf die Bande des berüchtigten Corse de Leon, die damals über zweihundert Mann stark war. Er bot jedoch allen meinen Maßregeln Trotz, während ich der unbedeutenderen Führer leicht Meister ward. Inzwischen entdeckt' ich allmählig, daß manche dieser Leute durch die Tyrannei und Unterdrückung ihrer kleinen italienischen Herren zur Verzweiflung getrieben waren, und so gerieth ich auf den Einfall, ihnen die Wahl zu lassen zwischen Tod und regulärem Dienste unter mir. Mittlerweile hörte ich von Tag zu Tage mehr von jenem außerordentlichen Manne, seinem Edelsinn, seiner Kühnheit, seinem Verstande, ja seiner Menschlichkeit und Milde. Man erzählte mir von schlichten Bauern und Bürgern, die er beschützt, unterstützt, gefördert habe. Ich hörte von hinterlistigen Plänen, schändlichen Entwürfen, die er auf die wunderbarste Weise zu nichte gemacht. Auch von auffallenden, etwas barbarischen Racheakten an Unterdrückern, Peinigern, Uebelthätern war die Rede, während ich zu gleicher Zeit unzweifelhafte Beweise von Gewandtheit und Talent, wie man sie selten trifft, bekam. So schlug ich hinsichtlich Corse de

Leons allmählig einen ganz andern Weg ein. Vielleicht daß ich dabei zu rasch verfuhr, mich selbst gänzlich in seine Gewalt gab, aber es gelang mir, ihn zum Freunde zu machen, und seither habe ich aus seiner Unterstützung unzähligen Nutzen für Frankreichs Sache gezogen. Wie soll ich nun mit ihm verfahren? Bleib ich hier im Commando, so darf ich ihn nicht sein früheres Handwerk treiben lassen, auf der andern Seite kann ich nicht so undankbar gegen ihn seyn, ihn nunmehr wegzuwerfen, nachdem ich seiner Dienste nicht mehr bedarf. Vater Willand meint," fuhr er fort, „ich soll ihn mit einem hohen Commando in meiner Armee abfinden, und gern würd' ich hiezu all' meine Autorität aufbieten. Was meint Ihr, Rohan?"

„Ich fürchte, gnädiger Herr," erwiederte dieser, „er nimmt es nicht an. Inzwischen gibts da keinen andern Weg als eine freie, offene Sprache, wie Ihr sie stets gegen ihn führtet. Jedenfalls wird er Euer Benehmen verstehen und zu würdigen wissen. Vielleicht gibt er selbst ein Mittel an die Hand, wodurch Ihr der Verlegenheit entgeht. Wann seht Ihr ihn?"

„Sogleich," war die Antwort, „er versprach, diese Nacht zu kommen, aber bleibt, ihr Beiden, laßt uns Allem aufbieten, ihn zum Rechten zu bereden."

„Ja wohl, Marschall," sagte der Priester, „aber bedenkt, daß es mehrere Sorten Recht in dieser Welt gibt. Was dem Löwen recht, ist es nicht für das Lamm. Ihr gießt keine Flasche Avignon Claret * in ein irden Geschirr. Was

* Der erste Wein, den ich unter der Benennung Claret finde.

für Brissac, taugt nicht für Corse de Leon. Denkt deßhalb nicht wie die Meisten von Jedem Unrecht, der an Eurem Steckenpferd keinen Gefallen findet."

Die Unterredung spann sich noch eine Weile fort, ohne daß etwas Neues gesagt wurde, und nach einer Viertelstunde trat Corse de Leon ungemeldet ein, und blieb am untern Ende der Tafel, Brissac gegenüber, stehen. Sein Ausdruck war mißmuthig, jedenfalls sehr ernst, und im Gefühl seiner unwillkommenen Aufgabe legte Brissac seine feierliche Gouverneursmiene bei Seite, und ergriff, auf den Räuber zugehend, dessen Hand.

Ein bedeutungsvolles Lächeln spielte auf Corses Lippen. „Ich weiß Alles, gnädiger Herr," begann er; „der Friede ist unterzeichnet, ein Friede so nachtheilig für Frankreich, als vortheilhaft für seine Feinde, namentlich den großen Tagstyrannen Philipp von Spanien. Ich weiß Alles, weiß Alles! und um Euch ebenen Weg zu machen, geh' ich geradezu auf einen Gegenstand über, der Euch dabei in Verlegenheit setzt. Denn Manches mag Euch in dieser Beziehung auf dem Herzen liegen, oder ich kenne den Marschall von Brissac nicht. — Zur Sache. Der Friede ist unterzeichnet, und Ihr wißt nun nicht, was zu thun mit Corse de Leon. Eure Verlegenheit selbst gereicht Euch zur Ehre, gnädiger Herr. Kaum Einer unter Europas Generalen würde nicht seinen Profoß mit einem Halbdutzend Arquebusieren an der Thüre hier Posten fassen, den Räuber auf den

ist von Avignon, freilich sehr verschieden von dem, den wir nun mit diesem Namen bezeichnen.

Kirchhof führen und in der nächsten halben Stunde erschießen lassen!“

„Nein, nein,“ sagte Brissac lachend, „eher ließe ich mich selbst niederschießen, lieber Freund, aber hinsichtlich meiner Verlegenheit habt Ihr es allerdings getroffen. Ihr wißt, daß ich nach wiederhergestelltem Frieden in Savoyen die eingeführte Ordnung erhalten muß. Daneben trag' ich kein Bedenken, vor diesen Beiden anzuerkennen, wie ich es vor der ganzen Welt thun würde, daß Ihr mir in den letzten piemontesischen Kriegen edel, großmüthig, brav gedient habt. Gern möcht' ich Euch Eurem wilden, unstäten Leben entziehen, und zugleich die verdiente hohe Auszeichnung und Stellung anbieten. Ohne Zweifel haben wir ein genaues, wachsames Auge auf die mailändische Grenze zu richten, besonders auf der Bergseite, und nehmt Ihr's an, so gebe ich Euch das Commando jenes Districts mit zwei der sogenannten neuen Banden und ein paar Compagnien Pickenmänner. Aus Euren eigenen Leuten bildet Ihr eine dritte Compagnie und als wirklicher bevollmächtigter Anführer des Ganzen steht Ihr unmittelbar unter meinem Befehl.“

Der Räuber lächelte, nicht gerade verächtlich, aber doch mit der Miene des Ergötzens über den bloßen Vorschlag. „Wie, Herr von Brissac,“ entgegnete er, „Corse de Leon ein Gensdarmenoberst? Ach lieber gnädiger Herr, das wäre ja ein Mirakel, worüber die Fische im Comer See possierlicher die Köpfe recken würden, als sie bei der Predigt des heiligen Antonius von Padua gethan. Nein, guter, gnädiger Herr, nein! Erst wenn Ihr die Berggemse des

Pächters Fuhrwerk zu ziehen gelehrt, dürft Ihr Euch Hoffnung machen, Corse de Leon mit seiner Schaar nach dem Handgeld manoeuvriren zu sehen."

„Aber was kann ich sonst für Euch thun?" fragte Brissac. „Sagt es, lieber Freund, sagt es! ich bitt' Euch als neuen Dienst, als neue Gunst zu so vielen andern, nehmt die Verlegenheit von mir, in der ich mich Euretwegen befinde."

„Gnädiger Herr, Ihr seyd ein edler Mann von hoher Geburt," erwiederte Corse mit Wärme, „und ich dank' Euch, daß Ihr mich gezwungen, wenigstens von Einem hochgestellten Mann gut zu denken. Aber nicht ich werde Euch aus der bewußten Verlegenheit ziehen, das thut die Zeit und wohl recht bald. Mit all Eurer Kenntniß der Höfe tappt Ihr über Eure künftige Lage im Finstern. Mit den Angelegenheiten Piemonts werdet Ihr bald so wenig mehr zu thun haben, als mit Corse de Leon."

„Wie so, wie so?" fragte Brissac. „Habt Ihr Nachrichten aus Paris?"

„Bestimmtere, als Ihr, gnädiger Herr," fuhr Corse fort, „Ihr wißt weiter nichts, als daß der Friede unterzeichnet ist, ich aber kann ich Euch sagen, Savoyen und Piemont werden dem Herzoge zurückgegeben zusammt Corsika, und allen Eroberungen im Mailändischen. Nur fünf Städte bleiben bei Frankreich, aber nur zur Sicherheit für die Vollziehung des Vertrags."

„Beim Himmel!" rief Brissac auffahrend, „ich widersetze mich zur Ehre meines Landes und will auf eigene Gefahr den Krieg führen. Ich und meine Soldaten sind darin

eins. Mag uns der König von Frankreich, falls er einen solchen Vertrag unterzeichnet hat, als Rebellen in die Acht erklären, damit er ja nicht blosgestellt sey durch unser Unterfangen, aber mich lasse man den Ruhm meines Landes aufrecht erhalten, und ihm die Eroberungen bewahren, die wir mit unserem Blute gewonnen." *

„Ist das Euer Entschluß, gnädiger Herr," erwiederte Corse de Leon, „und handelt Ihr darnach, so bin ich Euer Soldat und die Verlegenheit ist beseitigt."

„Das heißt nichts anderes," sagte der Priester lachend, „als es bleibt ihm nur Ein Gewerb übrig nach gelegtem Räuberhandwerk, und zwar das eines Rebellen. Nein, nein, gnädiger Herr, wärs nicht aus andern Gründen, Ihr würdet nie das Beispiel der Auflehnung gegen den Willen Eures Souveräns geben, nie der Welt nochmals das Bild eines großen, edlen Manns in Waffen gegen die rechtmäßige Gewalt vorführen."

Brissac saß schweigend mit gestütztem Haupte da, während Corse de Leon beifügte: „ich hab' Euch Alles gesagt, was ich weiß, gnädiger Herr — aber noch manches Andern bin ich so gewiß, als wenn ich es mit angehört hätte. Man wird Eure Armee auflösen, Euch das Gouvernement abnehmen, Eure Soldaten Corse de Leon zu folgen zwingen, und Euch selbst ohne Dank und Belohnung lassen. Ich wiederhol's, so groß ist die Schlechtigkeit der Höfe und Staats-

* Worte, welche Brissac eigentlich an den König von Frankreich richtete.

männer, daß Eure tapfern Truppen vor Ablauf der nächsten drei Monate Räuber seyn werden in diesen Bergen."

„Nein, nein, nein," rief Brissac heftig, „das werden sie nie."

„Wo sollen sie Brod finden?" fragte Corse de Leon. „Ich weiß, man hat die Absicht, sie aufzulösen. Wo finden sie Brod?"

„In meinem Hause," antwortete Brissac, „so lange ich das Leben und etwas mit ihnen zu theilen habe. Aber lieber Freund," setzte er ruhiger bei, „ich will an der Wahrheit Eurer Mittheilung nicht zweifeln, und wenn dem so, hat die Schwierigkeit für mich ein Ende. Nie werd' ich den als Feind behandeln, der als Freund an meiner Seite gekämpft; würde aber Piemont dem Herzoge von Savoyen zurückgegeben, so habt Ihr es mit dem zu thun."

„Und mit ihm will ichs zu thun haben," rief Corse de Leon mit Nachdruck. „Mittlerweile begeb' ich mich in die Berge jenseits der Linie Eurer Herrschaft. Ich habe ein Geschäft abzumachen mit ein Paar guten Herren im Mailändischen. Der Eine — letzten Samstag warens 10 Tage — ließ einen armen Bauernburschen auf den Tod prügeln, weil er in Vertheidigung der Ehre seiner Braut den Zollwärter am Flusse geschlagen. Er vergaß, daß ein Mann lebt Namens Corse de Leon, ich muß es ihm ins Gedächtniß rufen. Mit diesen und ähnlichen Dingen habe ich vollauf zu thun bis zu Eurem Abgange, gnädiger Herr. Seyd deßhalb meinetwegen ohne Sorgen."

„Und doch bin ich's," erwiederte Brissac, „gern möcht'

ich Euch ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben, gern Euren hohen Muth, Eure glänzenden geistigen Eigenschaften auf edlere, größere, umfassendere Gegenstände gerichtet sehen, als Eure jetzige Beschäftigung."

„Laßt auch meine Stimme sich damit verbinden!" sagte Bernhard von Rohan. „Ihr seyd mein Freund, mein Genosse, mein Befreier gewesen; macht mich, ja macht mich stolz auf den Mann, dem ich solche Wohlthaten verdanke, und statt Euch eines Gewerbes zu rühmen, das nur zu gehässig geworden durch Anderer Uebelthaten, weiht Euren starken Arm, Euer edles Herz, Euren gewaltigen Geist irgend einer großen Unternehmung, der Förderung einer ruhmvollen Sache. Rüstet sich nicht eben jetzt der Ungläubige zum Angriff des letzten christlichen Bollwerks im Mittelmeer?"

„Ihr vergeßt," erwiederte Corse mit höhnisch gekrümmter Lippe, „daß kein adelig Blut in meinen Adern fließt, daß ich mich unter den Brüdern des heiligen Johann nur als Diener geriren könnte und dazu habe ich keine Lust. Nein, nein," fuhr er, die Arme über die breite Brust kreuzend, fort, „noch setze ich eine Weile mein bisheriges Leben fort, aber ich sehe Dinge im fernen Norden, die zu einem Sturm ausbrechen werden, wie er für mich paßt. Ich sehe hinter jenen düstern Wolken das Dämmern eines Lichts, das einen neuen Tag über die Welt bringen wird. Ich sehe die Zeit kommen, wo der spanische Tyrann sich beugen muß vor der erzürnten Kraft eines aufgestandenen Volkes. Ja wohl, nahe ist sie, die Zeit, wo ein unterdrücktes Volk seine Fesseln sprengt, und um Hülfe, Ermuthigung, Unterstützung ruft

zu den freien, edlen Herzen aller Länder. Kommt diese Zeit, meine Freunde — ich wag' Euch diesen Namen zu geben — denn mögt Ihr Corse de Leon unter anderem Namen sehen, wie er sich Ehre gewinnt auf dem Wege, den Ihr ihm rathet."

Mit diesen Worten entfernte er sich und man hörte nichts mehr von ihm in Savoyen, bis seine Prophezeiung in Erfüllung ging durch die schmähliche Aufopferung Brissacs und seiner Soldaten.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der König hatte Herrn von Nansé bestimmten Befehl gegeben, seine Reise mit Rohan zu beschleunigen, aber dennoch ging Woche um Woche vorüber, ehe deren Ziel, die Hauptstadt, erreicht war. Jede Ausflucht, die menschliche Erfindungsgabe zu ersinnen wußte, wurde für die Verzögerung aufgeboten. Bald kam eine Weisung des Kanzlers, bis auf weitern Befehl in Fontainebleau zu bleiben, bald sollte der König zu Villers-Coterets seyn, und es war vorerst Anfrage nöthig, ob man den Gefangenen dahin bringen solle oder nicht. Dann ward die Abreise des Hofs von letzterem Orte gemeldet, was zu neuem Aufschub Anlaß gab, da man natürlich zuerst erfahren mußte, wohin er sich begeben habe.

Der wahre Grund von all Dem war, daß die Freunde Graf Meyrands und die vielen edlen Familien seiner Verwandtschaft Alles in Bewegung setzten, ihm Verzeihung für

das Vergangene auszuwirken, und den König gegen einen Mann einzunehmen suchten, den sie nicht mit Unrecht für Meyrands Feind hielten. Sie besorgten, ihre Plane durch Bernhards Ankunft in Paris vereitelt zu sehen und in Herrn von Nansé fanden sie ein williges Werkzeug, ihn von der Hauptstadt fern zu halten.

Zuletzt wollte Rohan nicht länger mit sich spielen lassen. Es gab keinen weitern Vorwand, seine Dienerschaft von ihm entfernt zu halten, ihm den Verkehr mit seinen Freunden zu versagen, auch erfuhr er Isabellens Ankunft in Paris. Sie schrieb ihm, daß sich der König schon seit längerer Zeit in der Hauptstadt befinde, sie habe aber noch kein Gehör finden können, und fürchte, es wären viele Intriguen thätig, des Königs Gemüth zu ihrem Nachtheil einzunehmen.

Gleich nach Empfang ihres Briefs setzte sich Bernhard hin und schrieb unmittelbar an den König selbst. Er bat um mündliches Gehör, sich beschwerend, daß er wider Willen und ohne Grund mehrere Wochen lang vom Hofe zurückgehalten worden sey. Sobald er Herrn von Nansé sah, benachrichtigte er ihn von seinem Schritte, und der Gardekapitän, jeder weitern Ausflucht nunmehr beraubt, theilte ihm seine Absicht mit, ihn unverweilt nach Paris zu führen.

„Vorerst aber, Herr von Rohan," fuhr er, seinen ziemlich unlenksamen Zügen ein überredendes Lächeln aufzudrücken beflissen, fort, „habe ich Euch einen Vorschlag zu machen von Seite der Familie und Freunde Herrn von Meyrands, auf den Ihr, wie ich nicht zweifle, als großmüthiger, mildherziger Edelmann, eingeht. Es ist dieser: die ganze

Familie — Ihr kennt ihren Einfluß — vereinigt ihre Bitten mit der Euren um alsbaldige Sanktionirung Eurer Ehe mit Fräulein von Brienne, wofern Ihr Euch nicht nur jeder Erwähnung zum Nachtheil meines Vetters Hadrian enthaltet, sondern Seine Majestät um Pardon für ihn wegen des Vergangenen bittet, und um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich."

Bernhard erwiederte im Tone der vollsten Entrüstung: „Herr von Nansé, hättet Ihr mir den Vorschlag nicht in der Form einer Bedingung gemacht, sondern in der einer Bitte, so wäre ich vielleicht versucht gewesen, mich zu Gunsten des Herrn von Meyrand zu verwenden. Da Ihr aber die Hand des Fräuleins von Brienne, auf die ich ein unzweifelhaftes Recht habe, und über die Euch lediglich keine Verfügung zusteht, damit in Verbindung bringt, so verbietet mir meine Ehre, auch nur Ein Wort in der besprochenen Weise vorzubringen. Isabellens Hand ist keine Belohnung, über die Ihr nach Belieben verfügen könnt."

„Schon gut, Baron, schon gut!" versetzte Nansé mit höhnischem Lächeln. „Ihr habt, scheint es, den Schwur Seiner Majestät vergessen, ein Schwur auf Leben und Ehre, daß so lange er die Krone trüge, das Fräulein nicht die Eure werden solle, falls Ihr Euer Schwert zöget gegen Graf Meyrand. Auch der König mag ihn vergessen haben, aber verlaßt Euch darauf, er soll sich daran erinnern, wenn Ihr auf Eurem Entschlusse beharrt."

„Den ändere ich nicht," erwiederte Rohan fest, doch konnte er sich über Nansé's Worten eines bangen Gefühls

nicht erwehren, hinsichtlich des Gebrauchs, den Heinrich von seinem Eide machen könnte.

Am nächsten Tage um Mittagszeit kam ein Paket, dessen Inhalt schwere Runzeln auf Herrn von Nansé's Stirne hervorrief. Er gab alsbald Befehl die Pferde zu satteln und Alles zur Abreise nach der Hauptstadt vorzubereiten, und vor Nacht befand sich Bernhard mit seinem Gefolge, das sich wieder um ihn gesammelt, dem königlichen Offizier und einer kleinen Abtheilung der Leibwache auf dem Wege nach Paris. Sie kamen aber diesen Abend nicht mehr weit, da Herr von Nansé noch einen Kurier absenden mußte, um seine Freunde auf das Unvermeidliche vorzubereiten — die Audienz Bernhards bei dem Könige.

Am Abend eines schönen Sommertags betrat Bernhard die Hauptstadt seines Vaterlandes wieder, und der Anblick der heitern Metropole eines lebenslustigen Volks schien seinem Auge eine lebendigere, geräuschvollere Scene zu bieten, als es je zuvor der Fall gewesen war. Da regten und bewegten sich, sangen und lärmten mehr lebende Wesen in den Straßen, vor den Thüren, in Läden und an Fenstern, als er jemals früher gesehen.

Und zwar war es keine bloße Täuschung, sondern die wirkliche Wahrheit, denn glanzvolle Feste folgten sich Tag für Tag in der französischen Hauptstadt. Die Nation erfreute sich des neu erworbenen Friedens, unbekümmert, um welchen Preis er ihr zu Theil geworden. Das königliche Verlöbniß Philipps von Spanien mit der unglücklichen Elisabeth, und des Herzogs von Savoyen mit einer andern französischen

Prinzessin schuf ein neues Zeitinteresse, und der prachtliebende, ritterliche französische Monarch ging in Pomp und festlichem Aufwand mit gutem Beispiel voran und suchte die allgemeine Freude, den Volksjubel möglichst lange lebendig zu erhalten.

Inmitten dieser festlichen Augenblicke ritt Bernhard mit seinen Begleitern durch die lange Straße von Häusern, Gärten, Kirchen und Klöstern, die damals durch die Vorstadt zum eigentlichen Stadtthore, der Porte Saint Antoine führte. Jedes Haus hatte seine Dekoration, seinen festlichen Schmuck, Guirlanden schlangen sich um die Thüren, Tapeten und Seidenstoffe bekleideten die Fenster, selbst Klöster und Abteien hatten ein heiteres Aussehen und die Glocken in allen Stadttheilen mischten sich lustig in den allgemeinen Jubel. Als sie das Thor passirt und die finstern Thürme der Bastille hinter sich hatten, stellte sich ihrem weitern Vordringen ein Hinderniß dar in Gestalt großer, hölzerner Barrieren, die fast die ganze Straße einnahmen.

Die Reisenden hielten an, die Ursache einer solchen Vorsichtsmaßregel näher zu betrachten, und wurden eine zahllose Menge Arbeiter gewahr, alle emsig beschäftigt, den Mittelpunkt der Straße mit Pfosten und Pfählen auszuschlagen, die sie sofort mit Seidezeugen, Tapeten, Lorbeerzweigen und geflochtenem Immergrün bekleideten. In einiger Entfernung erhob sich eine hohe Platform mit einem scharlachrothen, goldgestickten Baldachin, dessen Vorhänge tausend allegorische Devisen enthielten, auf die manchfach sinnigste Weise die Wiederherstellung des Friedens und die freund-

schaftliche Einigung Frankreichs, Spaniens und Savoyens darstellend.

Auf der einen Seite der Einfriedigung, welche die Schranken für das bevorstehende Turnier bildete, war hinreichender Raum für zwei Reiter nebeneinander gelassen. Bernhard von Rohan und seine Begleiter schlugen diesen engen Pfad ein, an Volkshaufen vorbei, welche, die Zurüstungen mit ansehend, unser Häuflein mit Gelächter und gutgemeinten Scherzen begrüßten, und sich zu schwören vermaßen, es wären Ritter, die bei den Spielen des nächsten Tags eine Lanze zu brechen kämen.

Sie zogen langsam fürbaß und näherten sich endlich dem Palaste les Tournelles, wo der König seinen Hof hielt, indem er seine Wohnung im Louvre dem spanischen Gesandten und verschiedenen fürstlichen Personen, die zusammen ein glänzendes Gefolge von mehr als fünfhundert Edelleuten des ersten Rangs mit sich gebracht, abgetreten hatte.

Der ehemalige Palast les Tournelles, seit bald dritthalb Jahrhunderten dem Boden gleich gemacht, war ein ungeheures prachtvolles, gothisches Gebäude, beinahe auf allen Seiten von prächtigen Gärten umgeben, in der alten Stadt gelegen, fast gerade dem wohlbekannten Hotel Saint Paul in der Straße Saint Antoine gegenüber. Die ganze Place royale und viele der benachbarten Straßen, die sich in der spätern Geschichte von Paris einen Namen erworben, waren damals von den geräumigen Gebäuden der Tournelles bedeckt oder doch im Bereiche der Mauern ihrer Gärten. Von außen stellte der Palast eine ungeheure graue Steinmasse

bar, mit unzähligen Fenstern bedeckt und in kurzen Zwischenräumen von kleinen, hohen Thürmen flankirt, die gleichfalls voll Fenster und Schießscharten waren.

Das war der allgemeine Anblick des Palasts, aber die ernste und rauhe, ob zwar majestätische Façade, war bei gegenwärtigem Anlasse außerordentlich belebt durch Flaggen, Fähnchen und Banner, die von jedem Thurme herabwehten und durch heitere Wappenschilde, die unter den Fenstern prangten.

Bernhards Herz besaß genug vom ritterlichen Geist seiner Zeit, um bei dem Anblick all dieser Zurüstungen lauter zu schlagen, und das Verlangen ergriff ihn, an den kriegerischen Uebungen Theil zu nehmen. Wohl wußte er, daß ihm wenige der festlichen Kämpfer, Mann gegen Mann, gewachsen seyn würden, auch hoffte er jedenfalls an dem Turnier Theil nehmen zu dürfen. Aber ach! bittere Täuschung erwartete ihn.

In Gemäßheit der erhaltenen Befehle hielt Herr von Nansé am Thore von les Tournelles still, und ließ seine Ankunft dem Könige melden. Eine halbe Stunde verging unter Warten, dann wurden der Offizier und sein Gefangener vorgerufen, und der König empfing sie allein, mit gerunzelter Stirne.

„Herr von Nansé," begann er, „Euer Betragen war, aufs Gelindeste gesprochen, sehr unklug und unpassend, und ich will hoffen, daß nicht etwa gar eine böse Absicht dahinter steckte."

Der Offizier entschuldigte sich so gut es ging, aber

Heinrich, augenscheinlich aufgeregt, unterbrach ihn, mit der Hand winkend, und sagte: „Schon gut, mein Herr. — Herr von Rohan, ich habe zumeist mit Euch zu sprechen.“

Bernharden kam des Königs Ton und Weise milder vor, seitdem er sich zu ihm gewendet; er trat anständig näher, ließ sich aufs Knie nieder und küßte dem Monarchen die Hand mit den Worten: „Ich vertraue, Sire, auf Euer Majestät Verzeihung, daß ich mich dem Arm des Gesetzes entzog, da ich, meiner Unschuld gewiß, mich in der vollsten Unmöglichkeit befand, sie zu beweisen.“

„Ich danke Euch dafür, mein Herr,“ erwiederte der König, „Ihr habt mir dadurch bittere Vorwürfe erspart. Ich sah heute morgen den jungen Grafen Brienne, und habe Alles aus seinem Munde erfahren. Eure Unschuld und Wahrhaftigkeit sind über allen Zweifel erwiesen, auch bin ich Euch Dank schuldig für die vielen Dienste, die Ihr seither meiner Krone in Savoyen erwiesen. Gerne werde ich Euch meine Erkenntlichkeit beweisen, Euch auf ehrenvolle Weise, wie es einem Könige zukommt, für die erlittene Kränkung entschädigen. Aber in Einem Punkte kann ich Euch nicht zu Willen seyn, ja ich muß Euch gerade das Gut versagen, das Euch wahrscheinlich zumeist am Herzen liegt. Hört mich aus, ich sag' es sogleich, um unnütze Bitten vorweg abzuschneiden. Hinsichtlich Eurer Heirath mit Fräulein von Brienne habe ich einen Eid geschworen, den zu brechen mich keine Gewalt auf Erden zu bewegen vermag. Daß Ihr Euer Schwert gegen Graf Meyrand zogt, ist unwiderleglich bewiesen, daß Ihr zuerst zoget, wird bezeugt.“

„Allein Sire, versetzte Bernhard, „ich kann mich nun auf einen Zeugen berufen, der wahrscheinlich Euer Majestät vollkommen zufrieden stellen wird.“

„Ihr meint den Dauphin,“ sagte der König. „Schon lange zuvor hat er mich, wie es einem treuen Sohne zukam, von Allem unterrichtet, als ich ihn aber wegen der Einzelheiten genauer fragte, gestand er, daß er nicht sagen könne, wer zuerst gezogen, da er zu Anfang des Wortwechsels sich heimwärts gewendet habe.“

Bernhard ließ das Haupt sinken, und erwiederte kein Wort.

„Ich bedaure Euch, mein Freund,“ fuhr der König fort, „ich bedaure Euch sehr. Aber auch mich bedaure ich, daß ich einem meiner edelsten, treuesten Diener meinen Tod erwünscht machen muß. Um Euch aber zu zeigen, daß ich um die Welt nicht einen solchen Wunsch durch irgend ein ungerechtes Mittel beseitigen möchte, habe ich dieser Tage dem Fräulein von Brienne die feierliche Zusage ertheilt, daß sie nie gezwungen seyn soll, einen andern Gemahl oder den Schleier zu wählen.“

Bernhard blieb schweigend vor dem Könige stehen, als hätte ihn der Schmerz zu Stein verwandelt. Endlich erhob sich Heinrich mit den Worten: „Ein andermal, Rohan, sollt Ihr mir sagen, was ich für Euch thun kann, aber diese Saite dürft Ihr nie wieder berühren. In dieser Beziehung bin ich unerbittlich wie das Grab.“

Bernhard erhob den Blick zum Könige traurig aber fest: „Sire,“ sagte er, „wie auch Eure Entschließung lauten mag,

mögt Ihr noch lange leben zum Glück und Segen Eurer Unterthanen! und möge ich der Einzige seyn in Eurem Volke, der Euch der Ungerechtigkeit zeihen kann! Schon einmal, bei meiner ungerechten Verurtheilung, wart Ihr, wie Ihr auch nun wieder gelobt, unerbittlich gegen mich. Meine Wahrhaftigkeit und Ehre sind über die Möglichkeit des Zweifels hergestellt, und ich setze beide zum Pfande, daß diese letzte Anschuldigung so falsch ist, als die andere, eine Anschuldigung von dem schwärzesten der Verbrecher herrührend und von einem erwiesenen Verräther bezeugt. Wohl nehmt Ihr mir dießmal nicht das Leben, aber Hoffnungen, die ich höher achte als jenes, und ich kann's nicht verbergen, habe ich Euer Majestät Dienste geleistet — und Euch treu zu dienen war immer meine Absicht — so haben sie mir bittere Früchte getragen, und das Resultat ist für mich ein sehr klägliches."

Heinrichs Wange glühte, zwar suchte er seinen Zorn zu bemeistern, aber so selten gelangen die Worte der Wahrheit zu königlichen Ohren, daß Rohans Vorwurf, so verdient, so provogirt er durch die Handlungsweise des Königs war — diesem doch die verwegenste Insolenz däuchte.

„Entfernt Euch," herrschte er Rohan zu, „entfernt Euch! Ich schätze treue Dienste, bedaure Eure Leiden, bemitleide Euch wegen Eurer getäuschten Hoffnungen hinlänglich, um Euch diese Sprache zu verzeihen. Aber länger dürft Ihr nicht fortfahren, der Schmerz könnte Euch zu Ausdrücken verleiten, die sich nicht vergeben ließen. Nochmals, verlaßt mich, und zwar ohne Widerrede. Ihr habt freie Erlaubniß zu kommen und zu gehen wie und wohin es Euch beliebt, und

ich übernehm's, Euch volle Gerechtigkeit zu schaffen durch Aufhebung des Spruchs, der Euch irrthümlich verurtheilte."

Bernhard verneigte sich und ging. Beim Austritt aus dem Palaste fielen seine Augen von Neuem auf die Vorbereitungen zum Turnier, aber dießmal wußten sie ihm kein Interesse abzugewinnen, er warf sie mit den übrigen eiteln Beschäftigungen einer Welt zusammen, die für ihn allen Reiz, alles Anziehende verloren hatte. Für jetzt war die Hoffnung, das Licht des Lebens, in ihm erloschen, und dieselben Formen, die sich ihm vorhin ausschließlich im Gewand der Schönheit und des Glanzes dargeboten, kamen ihm nun matt, grau, ja mitternächtig vor.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der heitere Morgen eines Juniustags war angebrochen. Die ganze lustige Welt von Paris war auf den Beinen, ihre Feierkleider auf den reich ausgeschlagenen, mit passenden Devisen aller Art verzierten Tribünen zur Schau zu tragen. Ringsum nichts als Glanz und Schönheit; Alles, was eine durch Heiterkeit, Witz und Schimmer ausgezeichnete Nation in diesen drei Sphären aufzubieten wußte, war hier vereint, das pompöse Schauspiel zu bezeugen, das, vom Schicksal selbst zum letzten aller Turniere in Europa bestimmt, die Festlichkeiten zu Ehren der Vermählung Philipps von Spanien mit Elisabeth von Frankreich schließen sollte. Jeder Fleck, den Prinzen und Edle übrig ließen, war von der Bevölkerung der Hauptstadt eingenommen und hatte auch

die Verhaftung mehrerer ausgezeichneter Protestanten im Verlaufe der vorhergehenden Tage einige Unzufriedenheit erregt, so war die Volksmasse dennoch in sehr guter Stimmung, um so mehr, als die französischen Ritter in allen kriegerischen Uebungen, dem Steckenpferde der damaligen Zeit, gegen die Fremden in entschiedenem Vortheil waren.

An der Spitze von sechs Ausforderern, deren Schilde das östliche Ende der Schranken schmückten, stand Heinrich II. von Frankreich selbst, noch immer in allen kriegerischen Spielen einer der Ausgezeichnetsten seines Hofs. Der Zweite war Marschall Vieilleville; doch wozu nach den unzähligen Beschreibungen von Turnieren und Waffengängen, namentlich nach der unvergleichlichen Schilderung des Felds von Ashby de la Zouch durch die Feder des großen Meisters, eine neue, jedenfalls untergeordnete versuchen? Daher nenn' ich auch keinen der Kämpen, als die erwähnten und ihre Gegner,

Der Tag war schon vorgerückt, mancher Gang war zu Ende und Heinrich hatte mit seinem Schwager, dem Herzoge von Savoyen, eine Lanze gebrochen. Der König hatte dabei ausgezeichnete Geschicklichkeit und Anmuth bewiesen, denn keinem Auge wars möglich, ihn auch nur im Geringsten im Sattel schwanken zu sehen. Umgekehrt war dies bei dem Herzoge in bedeutendem Maße der Fall gewesen, und augenscheinlich fühlte sich Heinrich durch diesen Triumph geschmeichelt. Jeder Ausforderer hatte drei Gänge zu bestehen und Heinrichen wurde eine frische Lanze gereicht, als sich der Herzog von Guise auf der entgegengesetzten Seite aufstellte. Wieder erklangen die Trompeten und wieder

rannte der König seinen Gang mit demselben Erfolge. Beide Lanzen zersplitterten im Nu, und die Luft ertönte rings von dem Beifalljauchzen des Volks, während auf den Balkonen und Gallerien manch schönes Lippenpaar in ein lautes: „Lang lebe der König! Lang lebe König Heinrich!“ ausbrach.

Heinrich verneigte sich lächelnd, er schob das Visier zurück, blickte ringsum, und nickte seinen vertrautern Bekannten freundlich zu. Unter den Gesichtern auf einem der Balkone waren auch Isabellens schöne, nur blasse Züge zu sehen, denn eine unbestimmte Hoffnung über ihr und des Geliebten Schicksal hatte sie hergeführt.

Auch Rohan war nicht abwesend. Nach einer langen Unterredung mit Vieilleville hatte er sich bei Eröffnung der Schranken in der Nähe der Barrière aufgestellt, durch welche die Ausforderer eintraten. Er war unbewaffnet, mit Ausnahme des gewöhnlichen Schwerts, das zum Anzug eines Edelmanns gehörte, und seine Kleidung, ob zwar von reichem Stoff, war zufällig, denn er hatte nicht darauf Acht gegeben, von dunkler Farbe.

Der König hatte ihn beim Einreiten in die Schranken übersehen, und schien ihn auch jetzt nicht zu bemerken, aber das unmittelbare Uebergehen seines Auges von Isabellen auf ihren Geliebten bekundete das Gegentheil. Er lächelte dem jungen Kavalier freundlich zu, und während ihm die Lanze zum letzten Gange geholt ward, kehrte er sich gegen die Barrière und sagte: „Wie ist's, Herr von Rohan, warum unbewaffnet? Ihr solltet unter unsern Gegnern seyn.“

„Ich hatte die Stimmung nicht, Sire, heute eine Rüstung

anzulegen," erwiederte Bernhard, und ehe er mehr sagen konnte, befand sich die Lanze in des Königs Hand, und der junge Graf Montgomery, der Sohn des Grafen von Lorges, trat als letzter Gegner des Königs auf.

Ob Heinrich selbst, ob nur sein Pferd müde war, das läßt sich nicht sagen, aber gewiß ist, er blieb nicht so fest sitzen, als die frühern Male, sondern ward beim Lanzenstoße bedeutend im Sattel zurückgeworfen. Mittlerweile winkte der Marschall von Vieilleville, der, in voller Rüstung neben dem Pfahlwerke stehend, dem Könige zu folgen im Begriffe war, Bernharden näher, und wechselte mit ihm einige Worte über die Barrière. Alsbald sprang der junge Ritter über diese, und Vieilleville, nach dem Könige weisend, der gerade unter einem Trompetengeschmetter, vor dem man sein eigen Wort kaum hörte, in vollem Anlauf gegen Montgomery begriffen war, sagte: „Jetzt, Rohan, jetzt! Jetzt ist's die rechte Zeit oder nie, in diesem Augenblick ist er höchlich gut gelaunt über seinen Triumph. Gestern Nacht machten meine Worte einigen Eindruck. Wendet Euch an ihn, wenn er zurückkommt, ich unterstütz' Euch auf's Wärmste, vielleicht gelingt es uns in diesem günstigen Augenblicke."

„Gott gebe!" erwiederte Bernhard, „aber ich hoff's nicht. Es lastet eine Verzweiflung auf mir, die mich Alles in düsterem Licht erblicken läßt. — Letzte Nacht träumte mir, ich hätte den König getödtet; wohl weiß ich, dergleichen Unsinn nistete sich bei mir ein, weil er sich äußerte, ich sähe seinen Tod gern, aber es macht mich doch sehr traurig."

„Und mir träumte gestern Nacht, ich sähe ihn todt," versetzte Vieilleville, „und ich kann's mir nicht aus dem Sinn bringen — aber hier kommt er zurück. — Nun, Rohan, nun."

Keiner von Beiden hatte den letzten Gang genau beobachtet. Sie sahen nur, daß die beiden Lanzen brachen, und der König seinen Sitz behielt. Den kleinen Unfall aber, der ihm widerfahren, hatten sie übersehen, auch konnten sie den Wechsel der Stimmung nicht in seinem Gesichte lesen, denn er kam mit herabgelassenem Visier. Der Marschall und der junge Kavalier traten im Vorüberreiten an seine Seite. Rohan sprach einige wenige Worte, die der König nicht zu verstehen schien, der deßhalb das Visier zurückschlug, und, sich mit gerunzelter Stirne und geröthe- ter Wange vom Pferde herab bückend, etwas scharf nach seinem Begehr fragte. Vieilleville trat näher, das Anliegen seines jungen Freundes zu unterstützen, ein Anliegen das der geneigte Leser errathen kann. Allein des Königs unseliger Spaßmacher, der mit einer seinem Witze überlegenen Bosheit in frühern Tagen fast einen unheilbaren Bruch zwischen Heinrich und seinem Vater herbeigeführt hätte, schlug sich ins Mittel, als wollte er Bernhards Bitte dem Könige verständlich machen.

Ob von den Freunden des Grafen Meyrand gewonnen, oder überhaupt nur in der Absicht Unheil anzustiften, gleichviel, er begann: „Der edle Baron, Herr König, sucht weiter nichts, als Dich aus Deinem Gelübde zu heben, wie Dich Vetter Montgomery so eben fast aus dem Sattel ge-

hoben hätte. Ich denke, Du hast ziemlich geschwankt, König. Kannst Du nicht am Pferdeschweif hinab dem Stoß seiner Petition entschlüpfen, und ihm die Ehre des Tags überlassen?“

„Aus dem Wege Narr,“ rief Heinrich. „Nun Herr, was ist Euer Begehr? Ueber all dem Lärm hört' ich Euch nicht“

„Geruhen Euer Majestät,“ begann Vieilleville in seiner abgebrochenen, aber ehrerbietigen Weise, „er hat eine Bitte, die ich unterstützen möchte. Gewiß könnt Ihr sie ihm nur dann verweigern, falls es Eure Absicht seyn sollte, Einmal im Laufe Eurer Regierung einem Unterthan Gerechtigkeit zu versagen. Er bittet Euer Majestät, ihm entweder die Hand des Fräuleins ohne Weiteres zu geben, oder dem Grafen von Meyrand Verzeihung angedeihen zu lassen unter dem Beding, daß dieser zurückkehre, und ihn, den er verläumdet, nach dem Waffenrechte in offenem Zweikampfe bestehe. Er hofft, Ihr werdet es ihm in diesem Augenblick der Freude und des Triumphs nicht versagen.“

„Da täuscht er sich,“ erwiederte der König, „und Ihr dazu; Vieilleville. Ich habe Jarnacs Handel noch nicht vergessen, daher denn keine solche Vorschläge mehr, und bezüglich des andern Theils Eurer Bitte weiß der junge Mann schon seit gestern meine Antwort, ja ich verbot ihm dieses Umstands je wieder gegen mich zu erwähnen. Sollt' ich auch so lange leben, daß ich vor Alter gebrochen wäre, wie dieses Stück hier,“ damit warf er den Rest der Lanze

weg, den er noch in der Hand gehalten — „so soll er dennoch Isabellen vor meinem Todestage nicht heirathen! Man säubere die Schranken, es sind Leute darin, die hier nichts zu thun haben. Herold geh' zu Graf Montgomery, und sag' ihm, der König wolle noch eine Lanze mit ihm brechen.“

„Ich bitte Euch, Sire,“ sagte der Marschall, „gebt diesen Gedanken auf. Ihr habt nun drei Gänge mit Ehren bestanden, und die Reihe ist an mir als nächstem Ausforderer. Auch möcht' ich Euch erinnern, daß diese Uebungen zuweilen gefährliche Folgen haben. Letzte Nacht hatt' ich einen gar unglücklichen Traum wegen Euer Majestät und dasselbe widerfuhr Herrn von Rohan.“

„Pah,“ sagte der König, „sprecht von Vorbedeutungen mit der Königin, die glaubt an Träume und Prophezeiungen, nicht ich. Was träumte Euch denn, Vieilleville?“

„Mir träumte, Ihr wäret todt, Sire,“ erwiederte der Marschall, „und so träumte auch Herr von Rohan.“

„Der wünscht es vielleicht,“ sagte Heinrich etwas bitter, „denn bis dahin bleibt es bei meinem Worte.“

„O Sire!“ sagte Bernhard mit dem Blicke des Vorwurfs.

„Schon gut!“ erwiederte Heinrich, etwas gerührt von dem Blicke des jungen Mannes; „darin hab' ich Euch wohl Unrecht gethan.“

„Wenn,“ antwortete Rohan, „mein letztes Herzblut

die Jahre Eures Lebens auch nur um Eines vermehren und Euer liebendes Volk damit beschenken, gewiß wollte ich es willig vergießen. Wollte Gott, Ihr ließt mich eben jetzt Herrn von Vieilleville's Pferd besteigen, und im seidenen Wamms, wie ich bin, den nächsten Gang an Eurer Stelle reiten. Denn ich weiß nicht wie es kommt, aber mein Herz ahnet Unheil."

„Unsinn, Unsinn!" rief Heinrich. „Was sagt Montgomery, Herold? warum ist er abgestiegen?"

„Sire, er bittet Euer Majestät, ihm zu verzeihen," war die Antwort, „er sagt die Reihe wäre nicht an ihm, und die andern Herrn möchten es übel nehmen, wenn er außer der Tour rennte."

„Wir wollen sie zufrieden stellen," sagte der König. „Gewiß wir stellen sie zufrieden. Aber er muß nothwendig noch einen Gang mit mir thun, denn bei Gott, er hätte mich fast abgesetzt, und ich muß Revange haben."

Der Herold eilte mit des Königs Botschaft zu Montgomery, den er am andern Ende der Schranken traf. Dieser wendete sich um, wie es schien gegen einen Edelmann, der gerade den Fuß in den Bügel setzte, sich entschuldigend. Er stieg sofort langsam, und augenscheinlich verdrossen, zu Pferde, nicht anders, als hätten Alle, der König ausgenommen, Unheil geahnt. Heinrich dagegen, still und ruhig zu Pferde sitzend, wählte sich aus der Menge von Stangen, die man ihm brachte, eine tüchtige Lanze aus, und als er Montgomery bereit sah, ließ er die Trompeter das Zeichen geben.

Augenblicklich schmetterten diese, aber sey's daß die außergewöhnliche Tour oder die mancherlei unheilverkündenden Prophezeiungen der Astrologen und Traumdeuter diesem letzten Waffengange des Königs ganz besondere Theilnahme zuwandten, alle Köpfe beugten sich vorwärts über Fenster, Balkone und Barrieren hinaus, und alle Lippen schwiegen in ahnungsvoller Erwartung. Plötzlich verstummten zu allgemeiner Verwunderung nach der ersten Fanfare die Trompeten und Clarinetten, statt wie gewöhnlich, das Ohr mit lauten, wiederholten Tönen zu betäuben. Eine Todtenstille lagerte über dem Raum, einzig unterbrochen durch den Galopp der beiden Pferde.

Sie stießen in vollem Laufe zusammen, und Heinrich, fest im Sattel sitzend, brach seine Lanze im Nu gegen Montgomery's Brust. Dem Grafen gelang dasselbe auf dem Schilde des Königs, und einen Augenblick hielten die Späherblicke der Zuschauenden das Ganze für beendigt, und den König für unversehrt. Aber im Feuer des schnellen Laufs jagten die beiden Pferde nach dem Stoße hart an einander vorbei und in diesem Augenblicke bemerkte man, daß Graf Montgomery den gebrochenen Lanzenschaft nicht weggeworfen, sondern noch in der Hand hielt. Einige Zuschauer sahen, Andere wohl nicht, daß dieser Schaft am Helme des Königs anstieß; aber es schien selbst Denen, die es bemerkten, ein so unbedeutender Stoß, daß er keine Besorgnisse erregte, obgleich der Monarch etwas im Satte schwankte.

Einen Augenblick später jedoch ließ der König den Zügel fahren, und ehe das ungehemmt fortgaloppirende Pferd die entgegengesetzte Barrière erreichte, sank er vorwärts über und war nahe am Herunterfallen.

Der Oberststallmeister und der erste Reitknecht, die den König am Ende der Bahn zu empfangen und ihm vom Pferde zu helfen hatten, sprangen vorwärts, und während der Eine die Zügel ergriff, hatte der Andere den Monarchen in seine Arme aufgefangen.

Nun erst sah man das Blut unter dem Helme hervorquillen und Heinrich rief mit schwacher Stimme: „Nehmt mir den Helm ab! Verfluchter Gang! Hätt' ich Vieilleville gefolgt, wär's nicht geschehen! Ich fühl's, ich bin ein todter Mann!“

Man eilte, ihm den Helm abzunehmen, und ein jammervoller Anblick entfaltete sich vor aller Augen. Das zersplitterte Lanzenende war ihm durchs rechte Auge gegangen, das dadurch gänzlich zerstört war. Auch schienen einige Splitter ihren Weg bis ins Gehirn gefunden zu haben. Seine Körperkraft hatte der Monarch noch nicht verloren, eben so wenig bis jetzt seine Besinnung. „Wo ist Vieilleville?“ fragte er, „wo ist Vieilleville?“

„Hier, Sire,“ antwortete dieser, der im Augenblick des Unfalls mit Rohan durch die Schranken geeilt war. „Hier, Sire, ich hoffe, es ist nur eine unbedeutende Verletzung.“

„Tödtlich, Vieilleville, tödtlich,“ erwiederte der Kö-

nig. „Hätt' ich doch Eurem Rathe gefolgt! Aber Niemand kann seinem Schicksal entrinnen. — Bringt mich auf mein Zimmer, lieber Freund, ich mache Euch zum Oberintendanten davon. Gestattet Niemand den Zutritt, unter welchem Vorwand es wäre, als den Leibärzten. Nein Niemanden, denn ich fühl's, der Verstand verläßt mich, und Niemand soll mich in solchem Zustande sehen. Ach, Herr von Rohan! wenn Ihr meinen Tod wünschtet, mögt Ihr nun zufrieden gestellt seyn."

Mit diesen Worten ließ er sich von Vieilleville und dem Oberststallmeister abführen. Er stützte sich auf die beiden Diener, aber augenscheinlich mehr im Uebermaß der Schmerzen, als wegen des Verlusts seiner Körperkräfte in Folge der Verwundung.

Bernhard sah ihm nach mit einem tiefen Seufzer und wendete sich dann der Seite zu, wo Isabella saß. Er hatte sie vorigen Abend nur kurz gesehen, und sie waren fast in Verzweiflung geschieden. Nun durfte er neue Hoffnung hegen, aber diese Hoffnung war gebleicht durch den Schmerz um seinen König und durch düstere Besorgnisse für sein Vaterland, so daß Isabellen und ihm nur wenig Trost daraus entsprang. Ehe er aber den offenen Raum nur halb zurückgelegt hatte, folgten ihm drei bis vier Hofbeamte, die nach des Königs Entfernung lebhaft zusammen geredet, eilig nach, ja sie kamen ihm fast näher als schicklich schien. Da aber Alles Verwirrung und Bestürzung war, nahm er keine Notiz davon, sondern wollte seiner Wege gehen, als er

sich plötzlich an beiden Armen gehalten fühlte, und einer der Herren, den er nicht kannte, ihm Verhaft ankündigte.

„Des Königs Worte, Herr von Rohan,“ sagte dieser, „waren zu deutlich, um mißverstanden zu werden. Ihr dürft diesen Ort nicht verlassen, bis die Sache dem Prévôt gemeldet und dessen Weisung eingeholt ist.“

„So beeilt Euch, mein Herr,“ erwiederte Bernhard, „allein des Königs Worte hatten einen ganz andern Sinn, als Ihr ihnen unterlegt, wie Euch Herr von Vieilleville alsbald darthun kann.“

„Wir haben schon zu dem Prévôt geschickt,“ entgegnete der Andere, „und hier kommt unser Bote zurück.“

„Nun gut, was sagt der Prévôt?“ fragte Bernhard einen dritten Offizier, der auf sie zukam. „Man hätte sich aber passender an Herrn von Vieilleville gewendet.“

„Herr von Vieilleville ist in des Königs Gemach eingeschlossen,“ erwiederte der Offizier, „und Niemand wird zugelassen als die Aerzte. Der Prévôt befiehlt, Herrn von Rohan ins Châtelet zu bringen und daselbst in Verwahr zu halten, bis nach erhaltener Aufklärung über die Worte des Königs.“

In der nächsten halben Stunde saß Rohan wieder im Châtelet-Thurm als Gefangener, der Gouverneur grinste ihm zum Willkomm entgegen, und warf man ihn auch dießmal nicht in eines der untern Käfige, so ward doch jede Art von Strenge an ihm geübt unter dem Vorwande von Sicherheitsmaßregeln. Bernhard aber ertrug Alles leicht,

überzeugt daß auch diese Wolke früher oder später verschwinden müsse. Sein Kummer um den König war tief und aufrichtig und da ihm jede Nachricht über Heinrichs Zustand vorenthalten ward, sah er sich der vollen Pein der Ungewißheit preisgegeben. Am dritten Tage seiner Haft erreichten Klagetöne, die aus dem Hofraume zu kommen schienen, sein Ohr, und eine halbe Stunde später beim Einbruch der Nacht erzählte ihm der Gouverneur mit bedeutungsvollem Lächeln, das Geräusch wäre entstanden durch die Hinrichtung zweier Verbrecher,* die in Folge eines Befehls aus dem Palaste enthauptet worden seyen. Zwar machte diese Nachricht Bernharden um sein eigen Leben nicht besorgt, wie der Gouverneur erwartet hatte, wohl aber schlug sie ihn nieder, denn Gedanken, die sich an ein solches Verfahren anknüpften, waren natürlich einem milden, fühlenden Herzen, wie das seine, sehr peinlich.

Er war, diesen Dingen nachbrütend, bis Mitternacht aufgeblieben, als plötzlich die große Thorglocke erklang und gleich darauf konnte er mehrfache Schritte, die Stiege heraufkommend, unterscheiden. Die Riegel fielen, die Thüre ward aufgeschlossen und der Gouverneur erschien in Begleitung zweier Offiziere des Prévôt. Sie schienen erstaunt, ihn noch außer dem Bette zu finden und kündigten

* Wahrscheinlich die Hinrichtung der Unglücklichen, denen die Köpfe abgeschlagen worden, um den Leibärzten Gelegenheit zu anatomischer Untersuchung des Sitzes der königlichen Wunde zu geben.

ihm an, daß er augenblicklich im Palaste Tournelles zu erscheinen habe.

Von dem Gouverneur mochte sich Bernhard keine nähere Auskunft erbitten, und die Offiziere, obwohl ausnehmend höflich, konnten ihm keine geben. Ihre Ordre, meinten sie, scheine vom Oberhofmarschall zu kommen, sie hätten sich augenblicklich auf den Weg gemacht, so daß ihnen nicht einmal ein Gerücht über den letzten Zweck ihrer Sendung zu Ohren gekommen sey.

Unser Held verursachte keinen Aufschub, trotz der bedeutenden Entfernung war die Straße Saint Antoine bald erreicht, wo sich die Tournelles in einer ungeheuern dunkeln Masse erhoben, die sich dießmal im ruhigen, feierlichen Mondlichte ganz anders ausnahm, als er sie zuletzt gesehen. Nun war der Palast die Wohnung der Klage und des Jammers und beim Durchwandern der weiten Säle, des langen Corridors, wo sonst gewöhnlich die laute Freude ihren Hof gehalten, war auch nicht das leiseste Geräusch zu vernehmen. Bernhard ward in ein kleines tapeziertes Zimmer geführt, wo ein Thürsteher bei einer einsamen Lampe saß, sich die Zeit mit Lesen vertreibend.

Als ihn der Mann erblickte, fuhr er in die Höhe und sagte: „Wartet eine Weile, gnädiger Herr, bis ich Euch gemeldet. Ihr könnt gehen,“ fuhr er gegen die Offiziere fort, „man bedarf Euer nicht weiter.“

Die Beiden gehorchten und Bernhard von Rohan sah sich einige Minuten allein. Endlich kam Jener zurück und

flüsterte leise: „Folgt mir, mein Herr," und ging dann Bernharden mit vorsichtig stillem Schritte voraus bis in ein kleines Vorzimmer, wo zwei oder drei von der königlichen Dienerschaft schweigend zu beiden Seiten saßen. Auf einer Tafel in der Mitte des Gemachs sah man Arzneiflaschen und chirurgische Instrumente * und die feierliche Stille ward einzig unterbrochen durch eine schwache Stimme, die sich im innern Gemach vernehmen ließ.

Auf die Thüre dieses Gemachs lenkte der Führer Rohans Schritte. Jener öffnete leise und flüsterte Bernharden zu: „Nur hinein, mein Herr."

Bernhard schritt vor und befand sich im Sterbegemach Heinrich II. Zwei bis drei Personen umstanden das reich verzierte Lager, das an die jenseitige Wand anstieß. Trotz der schwachen Beleuchtung — die einzige Lampe stand vorsichtig hinter Lichtschirmen versteckt — erkannte Rohan unter den Anwesenden die Gestalt eines Geistlichen und Herrn von Vieilleville's. Kaum gewahrte ihn der Letztere, so trat er leise auf ihn zu und ergriff seine Hand. „Der König ist zu sich gekommen," flüsterte er, „und nachdem er die Königin und den Dauphin gesehen, mit dem er gerade spricht, befahl er Euch zu rufen."

„Es freut mich, daß es ihm besser geht," erwiederte Rohan.

* Die berühmte Sammlung, betitelt „les quarante tableaux enthält ein Bild von Heinrich II. Sterbezimmer, auf welchem diese Tafel im Schlafgemach selbst steht.

Aber Vielleville versetzte mit schwermüthigem Kopfschütteln: „Tod, Rohan, nicht Genesung, gibt ihm seine Vernunft zurück. Tretet leise an sein Lager, ich meld' Euch im Augenblicke."

Bernhard näherte sich stille dem Bette, wo bleich und abgezehrt, den Kopf mit Binden bedeckt, die einst so heitere, kräftige Gestalt Heinrichs II. lag. In demselben Augenblicke zog sich der Dauphin von der andern Seite zurück, aber der Priester blieb neben des Königs Kopfkissen, und der Chirurg zu Füßen des Lagers.

„Herr von Rohan, Sire," flüsterte Vielleville.

„Ha!" sagte der König, sich mühsam im Bette umkehrend, „es freut mich, daß Ihr kommt. Ihr habt mich der Ungerechtigkeit beschuldigt, Herr von Rohan, und vielleicht bin ich hart gegen Euch gewesen, hart, aber nicht absichtlich ungerecht. Allein meine Brust fühlt sich nicht leicht, bis ich Eure Vergebung habe —"

„Und bis Ihr diesen Edelmann für alle seine Leiden nach Möglichkeit entschädigt," setzte der Priester hinzu.

„Wohl, ich will ihm vergüten," sagte der König. „Aber ich weiß, es gibt nur Eines, was ich Euch geben kann, das Werth für Euch hat, und es soll Euer seyn trotz alles —"

Bernhard kniete an den Königs Seite nieder und küßte seine glühende Hand. „Sprecht jetzt nicht davon, Sire," sagte er, „enthaltet Euch jedes Worts, das Euch stören oder unangenehm berühren könnte. Seyd gewiß, daß ich Euch

immer geliebt habe und noch liebe, und daß mir mein Leben ein geringes Opfer däuchte, wenn ich Euch damit Gesundheit schenken könnte."

„Ach, Ihr macht es nur schlimmer," erwiederte der König, „wenn Ihr mir solche Liebe beweist, die ich nicht verdiente. Aber Ihr vergebt mir, nicht wahr?"

„Wenn etwas zu vergeben ist, Sire," erwiederte Rohan, „vergeb' ich's von ganzem Herzen."

„Dann geht zu meinem Sohne Franz," sagte der König. „Er ist nun bald König von Frankreich, freilich ein junger, unerfahrener König. Schützt ihn mit Eurem Schwerte, Rohan, und mit Eurem Rathe. — Geht zu ihm, Rohan! Er weiß meinen Willen und wird Euch in hohen Ehren halten."

Bernhard küßte nochmals des Königs Hand und entfernte sich schweigend. Im Vorzimmer trat einer der Diener auf ihn zu mit den Worten: „der König Dauphin," — so nannte man Franz nach seiner Vermählung mit der schönen schottischen Maria — „der König Dauphin, gnädiger Herr, hat mir befohlen, Euch zu ihm zu führen. Er befindet sich im grünen Saale."

Bernhard winkte beifällig mit der Hand und folgte dem Diener. Am andern Ende des Palasts ward er in einen großen, grüntapezirten, aber nur matt beleuchteten Saal geführt. Der Prinz, nun bald Beherrscher des großen Reichs, lehnte sich über den Tisch in leisem, aber eifrigem Gespräch mit dem jungen schönen Wesen, das vor Kurzem

seine Gemahlin geworden. Hinter Marien stand eine Frau von mittlern Jahren, und dieser zur Linken ein Gesicht, das, obwohl im Schatten der Beleuchtung, dennoch Bernhards Herz hochklopfen machte.

„Ah Rohan!“ begann der Dauphin, indem er sich grüßend gegen ihn kehrte, „eine schreckliche Stunde, in der wir uns wieder sehen! Aber es geschieht im Auftrage meines Vaters,“ und damit ergriff er Isabellens Hand und legte sie zum immerwährenden Bunde in die ihres Geliebten.

Wir haben nur wenig beizufügen. Im Inhaltsverzeichnisse eines alten Buchs, dessen größerer Theil verloren gegangen, find' ich folgende Worte, die wahrscheinlich kurzen Aufschluß geben über die weitere Geschichte eines unserer Charactere: „Meyrand, Graf von, verläßt den französischen Dienst — geht mit seiner Compagnie zum Feinde über — Kummer und Scham seiner Freunde — sein klägliches Ende.“ Die Seiten der verschiedenen Rubriken sind genau angezeigt, da aber jene auf immer verloren gegangen, können wir keinen nähern Aufschluß geben.

Es bleibt uns nur noch zu sagen, daß sich einige Jahre nach dem Schluß unserer Erzählung eine hübsche alte Halle in einem Schlosse an der savoyischen Grenze befand, wo eine Gruppe lieblicher Kinder um einen alten Mann im geistlichen Gewande ihr Spiel trieb. Trotz seiner hohen Jahre, die den Winter auf seiner hohen Stirne ausgestreut und den Glanz seiner Augen bedeutend gemindert hatten, ergötzte der Alte fortwährend mit manchem Scherz und Spaß, manch

heiterem Einfall und lustigem Schwank die ihm lauschende Kinderwelt. Ein berühmter Krieger und eine Dame, noch immer im Glanze der Schönheit, saßen zu Häupten der gastfreundlichen Tafel, die sich hier täglich darbot und jeden Tag fand sich der erwähnte gute alte Almosenier zur Rechten der Dame ein, und ehe die Vorschneider ihr Geschäft begannen, wandte sich die Dame mit freundlichem Lächeln zu Vater Willanden und bat ihn den Segen zu sprechen.

Ende

des sechsten und letzten Bändchens.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 76

Stuttgart 1843

P.o.angl. 590 r-71/76
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753231-4